»Da-heim ist da-heim«

Und seitab liegt die Stadt

Festival:
I. HERKUNFT

Redewendungen
Essays
Gespräche

Literarisches Colloquium Berlin

Essays

herausgegeben vom
Literarischen Colloquium Berlin

Festival:
I. HERKUNFT

Redewendungen
Essays
Gespräche

Kuratiert von Daniela Dröscher
und Senthuran Varatharajah

lcb.de/seitab

LITERARISCHES COLLOQUIUM BERLIN LCB

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Einführung
7 Daniela Dröscher & Senthuran Varatharajah

»Aus gutem Hause kommen«
13 Ulrike Draesner
22 José F. A. Oliver

»Sich wie Falschgeld fühlen«
29 Maxi Obexer
35 Selim Özdogan

»Wir sind doch hier nicht bei den H*ttentotten«
39 Enis Maci
44 Annett Gröschner

»Ein armer, aber ehrlicher Mann«
51 Karosh Taha
56 Mehdi Moradpour

»Jemanden in Sippenhaft nehmen«
63 Anna Kim
66 Marica Bodrožić

»Daheim ist daheim«
71 Antonia Baum
75 Shida Bazyar

80 Biografien

84 Liste der geförderten Projekte

»Und seitab liegt die Stadt« ist ein neues Förderprogramm für literarische Veranstaltungen im ländlichen Raum, das vom LCB und der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien ausgerichtet wird. 172 Veranstaltungsideen zum Thema ›Herkunft‹ sind im Jahr 2020 für die zu vergebenden Fördergelder von 200.000 € aus dem ganzen Bundesgebiet bei eingegangen, die Jury wählte 36 Projekte davon aus. Gefördert werden Einrichtungen von Schleswig-Holstein bis Oberbayern und vom Oberrhein bis Mecklenburg. Alle geförderten Vorhaben aus dem Jahr 2020 finden Sie unter www.lcb.de/seitab in Text und Bild kurz vorgestellt. Zum jeweiligen Jahresthema der Ausschreibung gibt es außerdem ein Festival im LCB, bei dem sich Autor·innen über den Begriff austauschen. 2020 findet das Festival am 23. und 24. April als Onlineformat statt und kann unter oben genannter Adresse ebenfalls abgerufen werden.

Der Begriff »Herkunft« bestimmt heute – explizit und implizit – immer noch unseren politischen Diskurs. Wir haben diesen Begriff mit literarischen Mitteln untersucht: anhand von Redewendungen, in denen er oder Variationen seiner Bedeutung mitschwingen. Wir wollen die Rede wenden, also: die Rückseiten dieser Redewendungen zur Sprache bringen – das, was in ihnen verdrängt, vergessen, verschwiegen, verleugnet, verneint wurde.

»Und seitab liegt die Stadt« ist ein Projekt der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und des Literarischen Colloquiums Berlin. Es wird gefördert im Rahmen des BKM-Förderprogramms »Kultur in ländlichen Räumen«. Die Mittel stammen aus dem Bundesprogramm »Ländliche Entwicklung« (BULE) des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft.

LITERARISCHES COLLOQUIUM BERLIN LCB

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Daniela Dröscher
und Senthuran Varatharajah

Einführung

»Wo kommen Sie her?« Wir alle kommen irgendwo her – ob wir wollen oder nicht. Roger Willlemsen gab der Literaturkritikerin Insa Wilke einmal einen intimen Einblick in sein poetologisches Selbstverständnis und literarisches Selbstbewusstsein, als er auf diese Frage – mit lakonischer Eleganz und vielleicht auch mit Trauer – antwortete: »aus der Sprachlosigkeit.«
Schriftsteller·innen wissen: Dieser Satz ist wahr.
Wir wissen auch: Dieser Satz ist nicht alleine wahr.
Der Begriff ›Herkunft‹ bestimmt – explizit und implizit – immer noch unseren politischen Diskurs. Es gibt genug Beispiele. Sie liegen auf der Hand. Auch im deutschsprachigen Diskurs über Literatur wird Herkunft als doppeltes Thema verhandelt: Entweder bezieht sich der Begriff auf eine geographische oder auf eine soziale Tatsache. Und dennoch: Obwohl literarische Texte, die von Migration, Flucht und vertikaler Mobilität erzählen, bei Independent- und großen Publikumsverlagen veröffentlicht werden, scheint ein Sprechen über den Begriff ›Herkunft‹ in dem, was man den ›deutschsprachigen Literaturbetrieb‹ nennt, kaum stattzufinden. Über ›Diversität‹, verstanden als ein demokratischer Anspruch und nicht als kapitalistische Demonstration, wird in Hinblick auf Literatur erst seit Kurzem gesprochen.
Der deutschsprachige Literaturbetrieb ähnelt darin einer gesamtdeutschen Situation: In ihm spiegelt sich eine größere Ordnung wider. Die ostdeutsch sozialisierte Autorin Sabine Rennefanz

erlebte Westdeutschland nach der Wende als »ein Land, das so tat, als seien die Millionen Ausländer gar nicht da.« Deutschland erkannte erst erschreckend spät an, ein sogenanntes ›Einwanderungsland‹ zu sein: Noch im Jahr 1996 verwahrte sich der CDU-Innenminister Manfred Kanther dagegen, Deutschland so zu bezeichnen.

Das einzige Zugeständnis der Literatur an die ›Fremden‹ schien lange Zeit der Adelbert-von-Chamisso-Preis zu sein, eine Auszeichnung, die von 1986 bis 2017 an auf Deutsch schreibende Autor·innen ›nichtdeutscher Sprachherkunft‹ verliehen wurde. Mit den Jahren aber wurde diese Auszeichnung zu Recht immer kontroverser diskutiert. Elisabeth Endes sprach einmal kritisch davon, dass man Schrifsteller·innen mit dem berühmtem ›Migrationshintergrund‹ zu »liebenswerten Exoten« stilisiere und sie überdies darauf reduziere, authentisch Auskunft zu geben aus der und über die ›Fremde‹. Schrifsteller·innen wie Emine Sevgi Özdamar, Libuše Moníková, Rafik Schami und Terézia Mora unterlagen dem Gebot der Authentizität, wonach Werk und Autor zur Deckung kommen müssten. Als etwa Saša Stanišić es im Jahr 2014 wagte, einen Roman über ein Dorf in der Uckermark zu schreiben, warf Maxim Biller ihm eine offenbar auch als ›unmännlich‹ empfundene Anpassung an den Mainstream vor.

Seit der sogenannten Flüchtlingskrise im Sommer 2015 jedoch hatte sich das Sprechen über geographische Herkunft im Literaturbetrieb und im literarischen Diskurs verändert: Es werden seitdem zunehmend mehr Romane von Autor·innen veröffentlicht, die mit ihrer Familie nach Deutschland geflohen oder eingewandert sind, die in Deutschland nach der Flucht oder der Migration ihrer Eltern geboren wurden und die über diese Erfahrungen – mittel oder unmittelbar – schreiben, ohne aber zu Repräsentant·innen ihrer jeweiligen Kultur reduziert zu werden. Vielmehr geraten die Texte unabhängig von ihrem Thema als Literatur in den Blick, sprich: in ihrer Form und ästhetischen Eigensinnigkeit.

Zwei Ereignisse in der Geschichte der deutschsprachigen Literatur und Literaturkritik veränderten wiederum das Sprechen über die soziale Bedeutung des Begriffs ›Herkunft‹: die von Florian Kessler 2014 angeregte sogenannte ›Arztsohn-Debatte‹ und die deutschsprachige Veröffentlichung von Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* im Jahr 2016. Interessanterweise war es gerade ein französischer Autor, der hierzulande eine breite Debatte über soziale Herkunft und Klassenbewusstsein initiiert hat: Das Sprechen über Klasse brauchte also wiederum den Umweg über Frankreich, und alles Französische markiert hierzulande selbst einen ›feinen Unterschied‹, ist es doch konnotiert mit Noblessse, Chic und ›haute volée‹, selbst noch bei diesen Themen. Richard Kämmerlings attestierte Eribon auch sogleich einen »Adel von unten«.

Seit Eribon gibt es zumindest in Ansätzen ein Bewusstsein für die Relevanz der Kategorie ›class‹ sowie ihre Verflechtungen mit den Kategorien ›race‹ und ›gender‹. Selim Özdogan etwa konstatiert in seinem viel diskutierten Text *Die Geschichte mit der Herkunft*: »Literatur entsteht hauptsächlich in einer bildungsbürgerlichen Mitte und das wird weiterhin so bleiben.« In Anspielung an Michel Foucaults Vorschlag zu einem »Jahr ohne Namen« – also der Idee, ein Jahr lang ausschließlich Texte ohne Nennung des Autor·innennamens zu veröffentlichen – zitiert er Matthias Warkus, der vorschlägt: »Bin dafür, dass wir alle Leute mit reichen Eltern ein Jahr lang keine Romane veröffentlichen lassen und dann nochmal schauen, wie der Buchmarkt aussieht.«

Auch diese Aneignung, so augenzwinkernd sie gemeint ist, birgt bereits die Gefahr der neuerlichen Exotisierung und einer Verengung hin auf das authentisch schreibende ›Arbeiter·innensubjekt‹. Und wie, wenn überhaupt, würden diese Stimmen gehört werden? Hito Steyerl fragte in ihrem Vorwort zu *Can the subaltern speak?*: »Ist die Arbeiterklasse heute subaltern?« Und beantwortete die Frage mit: Ja, sie ist subaltern. Nein, sie kann nicht sprechen. Jeder Versuch, so ihre Argumentation, als sozial Deklassierte eine Stimme zu entwickeln, käme einer »Lippensynchronisation der ›Experten‹« gleich – insofern der Resonanzraum der Hochkultur ein in jeder Hinsicht weißer Raum ist.

Eine weitere entscheidende Kategorie, welche die Funktion ›Autor·in‹ massiv reguliert, ist die der geschlechtlichen Identität. Während man anderswo Ikonen des Feminismus erkannte und anerkannte, reduzierte man in Deutschland Autorinnen zu ›Fräuleinwundern‹. Lange Zeit war der deutsche Literaturbetrieb nicht nur unhinterfragt weiß und bildungsbürgerlich, sondern auch unhinterfragt patriarchal und damit heterosexuell – als hätte Judith Butler ihren *Gender Trouble* nicht geschrieben. Antje Rávik Struwel, Yōko Tawada oder Gunther Geltinger sind in

ihrer Thematisierung von LGBTQ-Lebenswelten Pionier·innen. Und wie ist es heute? Während an deutschsprachigen Hochschulen das Bewusstsein für Diversität und gendersensible Sprache unlängst Einzug erhalten hat und Margarete Stokowski im deutschen Feuilleton das Ende des Patriarchats ausrufen kann, scheint die Literaturkritik mit diesen Fragen bisweilen nicht nur zu fremdeln, sondern explizite Abwehrstrategien dagegen zu entwickeln.

Das erstaunt nicht weiter. Denn es ist genau diese Trias aus Sexismus, Rassismus und Klassismus, die sich zu einem unentwirrbaren »Herrschaftsknoten« zusammenzieht, so der Begriff von Frigga Haug. Ein wesentliches Anliegen unserer Konferenz ist deshalb zum einen eine intersektionale Perspektive. Wir verstehen ›Herkunft‹ als einen vielschichtigen und in sich verzweigten Begriff. Verkürzt gesagt: Eine Herkunft haben wir alle – selbst bildungsbürgerlich sozialisierte, westdeutsche Schriftsteller·innen ohne ›Migrationshintergrund‹. Nur konnte man sich mit dieser einen spezifischen Herkunft eben lange Zeit als unsichtbare Norm inszenieren und wahlweise, wie Naika Foroutan zeigt, ostdeutsche oder migrantische Identitäten abwerten. Eine »Critical Westdeutschness« (Matthias Warkus) ist damit in jeder Hinsicht überfällig. Gerade mit Verweis auf die vielen Schriftsteller·innen – ostdeutsch wie westdeutsch –, deren Familien durch die Geschichte von Flucht und Vertreibung geprägt sind, plädiert auch Deniz Utlu für einen weiten Gebrauch des Begriffs ›Migration‹: »Einen migrantischen Hintergrund hat so ziemlich jeder Mensch in diesem Land (...), (nur) findet (er) sich nicht krampfhaft thematisiert, widerspricht nicht dem ›Deutschsein‹ (...).«

Doch immer wieder ist es die Herkunft, die ganzen Bevölkerungsgruppen zum Vorwurf gereicht. Der rassistisch motivierte Terroranschlag von Hanau wurde sprachlich vorbereitet. Forderungen nach »neue[n] Grenzen des Sagbaren« gehören, wie Hasnain Kazim bemerkt, spätestens seit dem bundesweiten Wahlerfolg der AfD zum publizistischen Tagesgeschehen. Es war und ist schon immer eine Fähigkeit von Schriftsteller·innen gewesen, die Sprache, in der sie schreiben, in einer Art kritischen Intimität zu überprüfen – jenseits von Debatten um Political Correctness, Sprechverbot und Zensur.

Auch deshalb haben wir Schriftsteller·innen dazu eingeladen, sich dem Thema ›Herkunft‹ anhand von Redewendungen zu nähern. Also »die Rede zu wenden« und das, was darin verdrängt, vergessen, verschwiegen, verleugnet, verneint wurde, zur Sprache zu bringen. Es sind durchaus gewaltvolle Idiome darunter – so gewaltvoll wie die sprachlichen Zurichtungen durch spezifisch deutsche Formen von Rassismus, Sexismus und Klassismus. Die Texte unserer Gäste arbeiten mit ethischen Reflexionen, ohne je ihren ästhetischen Anspruch eines poetischen Schwebens aufzugeben. Die Frage, die sie an uns und sich selbst stellen, ist nicht: »Was und worüber darf ich schreiben?«, sondern: Wie und worüber möchte ich schreiben – um aus der Sprachlosigkeit, aus der wir alle kommen, zur Sprache kommen zu können?

»Aus gutem Hause kommen«

Ulrike Draesner & José F. A. Oliver im Tandem

Ulrike Draesner

Das Schild steht quer. Es lehnt an der Wand des frisch gebauten Hauses. Auf dem Schild steht der Name des Vaters, als Baumann. Das Haus trägt seinen Namen. Mit dem anderer Männer. Im Übrigen heißt es Ziegel, Planegg, Zweigstraße, unser. Es steht auf einem GRUNDSTÜCK. Es ist ein neues Haus, ein eigenes Haus, ein eigener Boden. Als eigenes Haus ist es gut, das versteht sich – von SELBST. Es ist gut, weil Ziegel gut sind und es aus Ziegeln besteht.
Metaphern galten nicht viel. Gut bestimmte sich konkret, materiell. Ich kann nicht darüber sprechen, aus ›gutem Haus‹ zu kommen, ohne ›gut‹ materiell misszuverstehen. Ich kann nicht darüber sprechen, aus gutem Hause zu kommen, weil vor dem ›gut‹ eine Schwierigkeit steht: Was ist dieses ›Aus-einem-Hause-Kommen‹ überhaupt und noch dazu ›gut‹?
Eine deutsche Redewendung. »I'm from a good house« ist auf Englisch lächerlich. Da kommt man von ›a good family‹, ›a good school‹. Auf Deutsch indes wird in Schachteln, Behältnissen, Kisten gedacht. So war das Denken meines Vaters. Und ein Boden war immer auch ein Grund.

›*hûs*‹, mittelhochdeutsch, ist verbunden mit dem Wort ›*Haut*‹: etwas, das schützt, bedeckt, birgt. ›*Haus*‹ ist eine Unterkategorie von ›*Behausung*‹: der Bau des Tiers, die Höhle des Drachen, ein altes Haus, die Hütte und der Stall, der Schober, das Schloss, die Burg, die Kirche, die Kathedrale, der Dom. Ziegel und Ziegelstaub. Rot. Rote Haut.

Das Haus wird aus Gebranntem gebaut und weiß übertüncht. Es wird glatt gemacht, außen, innen mit rauer Tapete beklebt. Es ist jetzt »unser« Haus. Haut wird rot aus Scham. Oder wenn sie geschlagen wird.

Das Schild steht längs an der Wand, aufrecht läuft die Schrift. Das Nachbarmädchen steht neben mir. Wir sind zehn Jahre alt, zusammen. Sie kann schon lesen, liest den Namen meines Vaters ab. Ich weiß, wie er heißt. Auf dem Schild heißt er DIPLING.

In seinem Vornamen Hubertus steckt *›hûs‹*. DIPLING ist rätselhaft. Das Nachbarmädchen rennt weg, ich starre auf das Schild. Jeden Buchstaben kann ich scharf sehen. Doch ich finde die Bedeutung nicht, den Namen. Wo ist er verborgen? Dass man nicht alles Wirkliche sieht, habe ich bereits gelernt. Das neue Haus sieht aus wie jedes andere Haus. Außen. Doch innen ist es leer.

›dom, na domu, w domu‹: Die Russen hatten das Haus – die Häuser, die Brauerei, die große Familie – überrannt. Mein Urgroßvater war Direktor des ersten Mädchengymnasiums in Breslau, meine Oma stammte aus gutem Haus.
... nur in Pootschen
und Wollkleid stand ich in der Tür und blickte die vertraute Straße hinab, das Haus lag still, und ich wünschte mir, oben am Himmel entlang zu fliegen und zu sehen, wo Hannes lag und
wo die Russen
standen am 18. Januar, diesem unerinnerbaren
unschuldigen Tag, »falsch«, denke ich, »sie denkt das alte Zeug«, denke ich, nicht unschuldig, sondern unverständlich, unverständlich dieses ›Davor‹, diese selbstverständliche Wirklichkeit, an einem Ort zuhause zu sein, bis man begraben würde, zugehörig
Lilly, 50 Jahre alt, wie
von selbst, wie von Geisterhand
Geisterhirn zurückgeblasen
in einem Tunnel voller Erinnerungen und Nichterinnerung, Lilly von früher unter der Oelser Mittagssonne
wie von Geisterhand
über alle Lücken, Ungereimtheiten, wirklichen Stunden oder Minuten hinweg
zerrte Lilly, Lilly-Ich, Emil in die Stube, bändelte ihm die Straßenschuhe zu, es wurde rasch kühler in der Wohnung, das Feuer erloschen, der Ofen aus, der Ofen ..., sie fühlte sich abgelöst, als wären die Wände des Hauses und sie verwachsen gewesen, dann wieder schwitzte sie wie eine Bohne im Kochtopf, eben hineingeworfen, die Schale sprang auf, da lag sie, nackt und weiß und sollte die HEIMAT VERLASSEN
der Mantel die Mütze die Handschuhe verbargen ihre Blöße nicht

aus: *Sieben Sprünge vom Rande der Welt*, Luchterhand 2014.

Alles um Vater war Flucht. Es war ein Nichtda. Es bestand aus Häusern-Nichtda. Er sprach nicht darüber. Stattdessen war er Architekt geworden. Er war da-nichtda. War ein Haus fertig, wurde das nächste schon gebaut, das übernächste geplant. Meine Mutter sprach von Häusern ebenfalls im Plural, auf andere Art.

In Bayern hatte ein Haus hinten ein kleines Haus für die Alten, Austragshäusel genannt. Eine Kuh trug das Kälbchen aus, das Pferd das Fohlen, bei Frauen sagte man das nicht, dann aber doch. Austragen passierte, wenn man auf die Welt kam. Und wenn man wieder ging. Das Austragshäusel trug Richtung Friedhof aus. Ausgetragen wurde man anfangs und am Ende. Auch ein Leib war ein Haus. Eines, aus dem ein anderes schlüpfte.

Vaters Haus sollte endgültig sein. Das letzte. Unserhaus hatte kein Austragshäusel. Es hatte keine Zukunft, zusammen. Es war neu, es hatte keine Vergangenheit, zusammen. Es hatte einen Werkzeugschuppen, der gehörte dem Nachbarn. Der wohnte in einem richtigen rosafarbenen Haus, um das man herumgehen konnte. Unserhaus, aus roten Ziegeln, übertüncht, war nur ein halbes Haus, aber hieß DOPPELHAUS.

Vaters Nichtda-Häuser waren wie Geister. Sie waren mehr als Erinnerungen: Sie hatten etwas Körperliches. Sie wanderten durch die Körper meiner Vaterfamilie. Sie wanderten in die Pläne meines Vaters. Unserhaus war ein Haus für ihre Schatten. Im Keller, in der Höhle, die Vater sich gebaut hatte, vor der nackten Ziegelwand, rot und gut, er hatte Käfer in Kästen daran gehängt, die er in Bayern aufgespießt hatte, nun waren sie tot und blieben doch, was sie waren, dort unten in der Höhle auf dem großen ZEICHENTISCH, bewegte mein Vater Dipling Feder und Stift. Auf halbdurchsichtigem Papier legte sich Haus auf Haus, jedes flach, jedes eine Idee, eine Umsetzung an einem anderen Ort, ein Passagier.

Die bayrische Verwandtschaft hatte Münder wie Ställe, groß und *krachert*, und ein Austragshäusel für die Oma, das keines war, denn diese Großmutter war zuerst da gewesen, unten an der Straße durchs Dorf. Die älteste Tochter hatte oben auf dem Hügel ein eigenes Herumgehhaus gebaut. Es war kein gutes Haus, aus dem man kam. Es war ein Haus in der Ordnung, mit Anfahrt, Garten, großem Fernsehzimmer, Küche, Katzen, Holztreppe, Bad, ein Haus, das an den Wald anschloss ohne Mühe, das letzte Haus im Dorf.

Das Ziegelhaus war ein Neuhaus, ein Eigenbauhaus. Durch so ein neues Haus pfiff leicht der Wind. Da reichte das Geld nicht an die Möbel hin. Das Straßenlicht tat es dem Wind nach, denn auch für Vorhänge reichte das Geld nur hinten, nicht vorn. Die Straßenlampe vor meinem Zimmer in dem Haus, das erst noch trocknen musste mit uns drin, brannte mir eine Kindheit ins Gesicht.

Aus gutem Haus komme ich nicht. Die ersten Jahre über fehlte das Geld. Kein Buch, keine Mitgliedschaft in der Dorfbibliothek, kein Zucker. Das Haus war ein nichtgehabtes Geld, gebaut auf einen Grund, der war doch nur ein Fleck. Es hatte eine Versitzgrube, eine in die Hauswand gebaute Mülltonne, einen Öltank im Keller. Das stank. Die Straße war Schotter. Durch den Lichtschacht fiel Dunkelheit. Es war gebaut aus Geld, das mein Flüchtlingsvater nicht besaß, meine Vielgeschwistermutter erst recht nicht, gebaut auf einen Verlust, gebaut auf einen toten Bruder, auf Verletzung und Entwurzelung, ein Gespensterhaus.

Auch meine Mutter hatte ein verlorenes Haus. Sie versteckte es. Es war mitten im Dorf gestanden. Unten die Amtsstube und die Gefangenenzelle – darüber die Zimmer der achtköpfigen Familie. Die drei Mädchen schliefen unterm Dach. Über ihnen, im Speicher, trieben die Hände. Mitunter »fängt«, so Mutter, ihr Vater, der Dorfpolizist, »auch eine Frau«. Die Frauenhaftanstalt ist fünf Kilometer Fußmarsch quer über die Felder entfernt. Mein Großvater findet es nicht richtig, eine Frau per Handschelle an sich zu binden. Nur die Ungeschicktesten kommen mit ihm im Untersuchungsgefängnis an. Er wird nach München einbestellt. Ab sofort muss er nicht nur den Fingerabdruck einer Verdächtigen nehmen, sondern die gesamte Hand samt Unterarm. Meine Großmutter breitet feuchte Tücher in der Küche aus, streicht Gips auf. Die ausgehärteten Abdrücke werden in den Speicher gebracht. Unter den Gipshänden und -armen der geflohenen Frauen, weiß wie Wolken, unter der stummen Spurensammlung weiblicher Geschichten, träumen die Mädchen vor sich hin.

Im Speicher von Unserhaus stand Vaters Fluchtkoffer aus Pappe. Unter meinem Bett in Unserhaus stand mein Fluchtkoffer. Unserhaus erzeugte weitere Häuser. In den Garten kam ein Haus für Fische, genannt Teich, gespeist aus einem Wasserhaus, im Wohnzimmer stand ein Aquarium, meine Schwester und ich hatten ein Puppenhaus, auf der Terrasse bekam die Doppelhaushälfte ein Doppelhaus aus Holz mit einer Trennwand aus Metallnetz. Die Kaninchen machten Sex durch das Netz, der Nachwuchs wurde ausgetragen – volles Haus. Das Haus hatte einen Garten, ihn schloss eine Mauer ab, hoch, die Bäume an den Seiten wuchsen zu Mauern, hoch, der Garten durfte nicht berührt werden. Gut war, was einem Bild glich, nicht lebte, vor allem, wenn Schnee lag, durfte niemand hinein, Stapfen im Schnee vertrug mein Vater, das Winterflüchtlingskind, nicht.

Im Haus wurde geprügelt. Da ging die Hose runter, rauf der Rock, auf den nackten Po mit dem Kochlöffel, da gingen die Lichter aus. Die Gewalt war weitergeprügelt über Opa, die Geschichte, die Nazis, die Flucht, einen Winter weiß wie Schnee. Erst weiß, dann rot. Rot die Ziegel Breslaus, dann Staub, zerrieben, zerbombt. Das hat noch keinem geschadet, darüber spricht man nicht. Die Zunge wird hineingeprügelt in einen Mund an so einem Kind, auch wenn sie einem beim Geprügeltwerden, kopfüber hängt man übers Knie, aus dem Gesicht fällt. Man lernt mit der Zeit nicht zu schreien, dann schlägt er länger, aber man siegt doch, man trägt ein Stückchen Selbstachtung mit sich fort, inmitten der Demütigung. Die Scham darüber, wer man als Geprügelte wird, schwimmt als Wort auf der Zunge. Das ist der stumme Erfolg. Das ist Schweigen, an der Grenze zu. Die letzte Verweigerung: Ich schlucke sie nicht.

Das Haus schweigt. Das Kind schweigt. Die Scham auf der Zunge wächst und wächst. Im Käfig in der Küche, dem nächsten Gefangenenhaus im Haus, hocken die Vögel, fliegen und zwitschern

nicht. Das Kind flüstert ihnen Geschichten, denn das Haus muss oft ein sehr stilles Haus sein. »Mein Zimmer« hat eine Glastür, damit man im Guten wie Schlechten immer zu sehen ist, das Kind sitzt durch eine Scheibe vorn (Fenster), eine hinten, eine zur Seite von der Welt getrennt und aus ihr gefallen, denn es ist ja selbst nun kein Haus, schon gar kein altes, und nichts Gutes, sondern eine gelöschte Person.

›Altes Haus‹ sagte man zu älteren Menschen, meist Männern, die waren Häuser für Organe und Geschichten und Essen. Sie verschlangen Unmengen und lachten das Verschlungene laut wieder aus sich heraus. Dann wackelte ihr altes Haus, das aus Knochen und zu viel Fleisch bestand, es war kein Haus, in dem man wohnen wollte. Sie waren nur das, diese Hüllen, innerlich leer. Ihr Lachen glich einem Brüllen, es sollte ein Dröhnen sein, daran waren sie aus ihrer Kindheit gewöhnt, Soldaten, Panzer, sie hatten so viel Angst davor, dass sie süchtig waren danach, sie brüllachten es herbei, so hatten sie einen dauernden Verkehr mit dem Schrecken und der Sehnsucht nach ihm.

Aus gutem Haus zu kommen gehörte nicht mehr in diese Welt. Es hatte in die Bürgerwelt der väterlichen Oma gehört, und die Oma hatte Demenz. Vater sprach nie von dem guten Haus, aus dem er kam, er vermisste es nur, und es war, als ich es 1984 in Oleśnica das erste Mal sah, kein Haus, sondern eine Wohnung in einem Haus. Das Haus der Familie stand als verblasster Schriftzug am Ring, es war niedrig und in eine fremde Sprache gestürzt.

Die Wurzel des deutschen Wortes ›gut‹ meint ›anpassungsfähig, eingefügt‹. Vaters Haus: nicht auffallen, wie alle anderen sein, sicher, verriegelt. Er kam vom Bau als guter Maurer. Flüchtling, 15 Jahre alt. So einer machte Mauern, nicht Häuser, und die ersten Häuser, die er jahrelang baute, waren Häuser, in denen nie jemand wohnte. Er baute eines um das andere, jedes einstöckig, das Dach gerade und weiß wie ein Blatt Papier, klein. Ein Häuschen zum Sitzen, ein Klo, der Rest Vordach, An- und Durchfahrt. Kein Bett, keine Küche, kein Bad. Vaters Häuser standen an Straßen, an Autobahnen, waren Transit. Niemand stellte Möbel hinein. Als Bayern flächendeckend mit Tankstellen versorgt war, wurde er arbeitslos.

Ein Roman baut sich wie ein Haus, nur dass jenes der Fiktion tausend Fenster hat, Tankstellen und Explosionen, ein Runter und Rückwärts und eine Ortlosigkeit, die nennt sich mitunter Schweben, mitunter Scham, eine Zunge, die muss aus dem Mund, es ist eine Architektur ohne Schwerkraft, aber Architektur. Ich bin eine Hausbauerin ohne Mauern, war es zu vermeiden? Ich mag, wie all das, was in einem Haus innen ist, außen wird, wie Käfige Löcher bekommen, wie ein Haus an einer Straße steht und davon erzählt, wie man nie ankommt, aber ankommen will, wie man gegangen sein kann, hinein und heraus, herein und hinaus, wie eine Wand zusammenbricht und durch eine andere spricht, wie eine Wand ein Anschein ist. Ich muss die Zunge bewegen beim Schreiben, als wollte sie aus dem Mund, mein Nachname ist slawisch, die Namen der über Jahrhunderte hinweg angeheirateten Frauen sind verloren. Das Ziegelhaus ist ein Austragshäusel geworden, zu starr, zu groß, eine Schale, eine Verpanzerung, und Vater, der keine Pläne mehr zeichnet, sondern nur mehr von alten Häusern träumt, sagt: »Aus diesem Haus kriegt ihr mich nur Füße voran raus«. Das ist ihm ein Grund. Im Keller hängt der Urgroßvater, der aus gutem Haus war, an der Wand neben den Käfern, die unverändert tot sind seit 75 Jahren, neben Tankstellenplänen. Der Fernseher läuft, Lautstärke 56, Maximum.

Neben der Schachtel Unserhaus steht die Autoschachtel. Das Auto selbst ist ein Haus mit einem Himmel. Im Haus wurde vergessen, einen Himmel zu bauen. Alle Dinge im Haus – vielleicht auch die Menschen – sind Fake, alle Dinge sind Ersatz, alle Dinge sind nachgestellt, Kopien, in Bayern nachgekauft, in der niemals aufhörenden Ankunft erstanden, ersehnt, nachgemacht, und selbst das Haus ist – verkehrtherum.

Mein Vater plante Unserhaus zusammen mit einem Tankstellenkollegen. Er wollte in die linke Hälfte ziehen, sie bekam die klügere Aufteilung der Räume, den großzügigeren Eingang, doch mitten im Bau dachte mein Vater, er wollte nun die rechte Hälfte nehmen, um später das Grundstück nebenan zu kaufen. Noch während das Haus gebaut wurde, reichte es schon nicht mehr, um ›gut‹ ging es nicht, es war schon schwierig, ›wirklich‹ zu sein. Das Haus sollte ein Keim werden. So hat er in seinem mühsam

gebauten Haus immer außerhalb seiner Zeit gelebt und uns mitgerissen in seine explodierte, in der Seele weiterexistierende Vergangenheit, von der er nicht sprechen konnte, und in eine Zukunft, die er sich als 35-jähriger Mann ausdachte. So wohnt er noch immer auf der falschen Planseite und hätte das nicht gemacht, denke ich heute, wenn es ihm nicht auch Freude bereitet hätte, wenn das Falsche nicht exakt das Richtige gewesen wäre, denn so konnte er mit dem eigenen Haus, am Ende, der Vertreibung noch diese Selbstvertreibung in die falsche Hälfte hinzusetzen. Schief lehnt das Vaterschild an der Wand, neben dem Briefkasten, der nur ein Schlitz in der Mauer ist, so dass der Wind in das Haus fahren kann, als wäre es eine Tankstelle, und jede Nacht fahren Autos herbei, die Vorderseite des Hauses bietet eine offene Auffahrtsfläche, und wenden vor der Tür.

So komme ich aus einem Haus, das auf dem Boden steht, und doch nicht
das eine Tankstelle sein soll, dies aber versteckt
doch mit welchem Brennstoff (auch Vater brennt die Haut, bei ihm ist es die Scham des Verlustes)
einem Wenig-Bücherhaus
einem Zeichenhaus
einem gesprengten Haus (ich musste es sprengen)
einem Haus, das ich verließ, sobald ich nur konnte
das nicht durch meine Träume spukt
einem Lügenhaus – aufrichtig eben darin
einem Ersatzhaus
einem Kopienhaus
einem Schweigehaus
einem Unklarheitshaus
einem sich selbst forterzeugenden Haus
einem Genierhaus
einem Erfindungshaus
einem Flüchtlingshaus
einer Haushaltung
einer Verwaltung
einer Körperzucht
einer Trimmung
einem stummen Haus (Fische)
einem eingemauerten Haus
einem sich anlehnenden Haus, das stets von anderen Häusern träumt
einem Haus, das zu viel von zu wenig war
einem Haus, das ich erben soll
zu meinem Schrecken
einem Haus, das ich verkaufen werde
zu meiner Erleichterung
einem Haus, an dem sich bis heute die Träume meines Vaters und meine scheiden und scheiden
an dem die Personen sich scheiden
einem Haus, auf dessen Terrasse jeden Weihnachtabend eine dicke weiße Kerze brennt
die aussehen will wie eine Seele
und mit ihrem Feuer nach Osten winkt, denn so ein Fähnchen ist sie, so eine Erinnerung, so ein Gespenstergruß durch die Zeit
einem Haus der Verletzten
einem Haus derer, denen die Sprache ausging
w domu, dziękuję
mogę to powiedzieć tylko w języku, który jest pod spodem
mogę to powiedzieć tylko wybuchem
mogę to powiedzieć tylko szeptem,
to jest to, co mówi przez imiona
przez drzewa geneaologiczne, zatarte imiona kobiet
przez splątane listy czasu

---

ich kann dies hier nur in der Sub-Sprache sagen
ich kann dies hier nur in einem Ausbruch sagen
ich kann dies hier nur flüstern
es ist, was durch die Namen spricht
durch die Stammbäume und die gelöschten Namen der Frauen
durch die verschlungenen Briefe der Zeit.

José F. A. Oliver

»(...) bedencke, daß du **aus gutem Hause** und von braven Eltern gebohren seyst! Derowegen siehe wol zu, daß du dein vornehmes Herkommen und rühmliches Geschlechte von Jugend auf durch gute Conduite, das ist, so wohl äusserliche als innerliche Qualitäten und gefällig-machende Aufführungen mainteniren (...)«[1]

Die Füße denken und das Hirn geht weit.
Vom Scheitel ist die Welt bis zu der Sohle
Eine niederträchtige, eine verkommene Zeit.
Und der Mord ist die Metropole.

Thomas Bernhard

»It's not important what we cover in the class; it's important what you discover.«

Noam Chomsky

Es ist einsam geworden um meine Sprachen oder *Wer aus gutem Hause kommt ...*

sagt, benennt, bedenck

t.

M:ein Haus brennt. Lichterloh. Ich nenne das Haus Deutschland. Das Bild vom ›gemeinsamen Haus‹ – fast hätte ich mich verschrieben und ›geheimsamen‹ formuliert – stammt natürlich nicht von mir. Dennoch – ich habe es gern übernommen. Einst. Weiß nicht mehr wann; und wo. Aber! M:ein Haus brennt. Das war schon einmal so. 1992. Damals. Nach den Anschlägen in Mölln und Solingen war meine nicht ratlose, sondern entschieden kompromisslose Antwort mein Lyrikband *Gastling* und Verse wie diese: »dank an Friederike Mayröcker // mit / einer Schlange in einen Sack gesperrt sein, / spanischer / Heimatling! / heimatling / heimattling / heimattling mattgeliebt matter- / horn, die stierhörner / so im nebel / so im nebel / aussichtslos / die nordwand //«.

Es war mein Versuch, zu retten, was noch zu retten war. Ernüchtert, enttäuscht und gestärkt. Im Bewusstsein eines einzigen Satzes. Dem des chilenischen Romanciers Luis Sepúlveda: Letzen Endes war er wie einer von ihnen, aber er war nicht einer der ihren. (Das Originalzitat lautet: »era como uno de ellos, pero no era uno de ellos«)

Die Beweggründe meines Schreibens damals? M:einem Zorn W:orte ermöglichen und den Schmerz lindern; meine innere Wortfeuerwehr zu rufen. Danach war es ruhiger geworden. So machte ich mich glauben. Bis ich vor ein paar Monaten wieder Alarm schlug, eigentlich: es (in mir) Alarm schlug ... »Letzten Endes ...«, als ich – war's gestern? – den Satz vernahm: »Die Migration ist die Mutter aller Probleme.«

Das ›gemeinsame Haus‹ war eine Zeit lang unaufgeräumt. So schien es. Nun sch:eint es zusehends unbewohnbar(er) zu werden. AfD-fratzig. Ist das die insgeheime Einigung (ganz ohne Kontrakt) auf ein Post-Post-Nomadentum? Oder sollte ich lieber schreiben ›das gem:einsame Haus‹? Gewagter noch: das ›gem:einsame H: aus!‹?

In meinen Kindertagen hörte ich bei dieser Gesellschaftsmetapher immer auch noch ein leicht zeitverzögertes, nachgeflüstertes Wort; wie ein Stolperer nachbew:ortet: »
Er ist aus gutem Haus ... eigentlich ...«

»Eigentlich.« Das eigentlich war die eigentliche Bedeutung. Grundlegendes.

Was also, wenn das »›gute‹ Haus« ständig brennt? Oder bereits bis auf die Grundmauern abgebrannt ist? Und: Was ist überhaupt ›gut‹ in dieser Zeit (und was war ›gut‹ in den sich kontinuierlich übergebenden Zeiten davor)? Und was m:eint ›Haus‹?

Schüler·innen der 8. Klasse einer Realschule in Stuttgart schenkten mir bei einer Schreibübung eine wunderbar gem:einsame Verdichtung:

Gut. 1 gedicht?

Wie komme ich
Von ›gut‹ nach ›gut‹?

Wer bestimmt das maß?

Wie viel wiegt
Das wörtchen ›schlecht‹

Als ich mich aufmachte, diesen Text zu entwerfen, schrieb ich einigen Kolleg·innen und Übersetzer·innen eine E-Mail – ich wollte mich nach dem ›guten Haus‹ oder den ›guten Häusern‹ in ihren jeweiligen Sprachen erkundigen. Ich rief zunächst meinen Dichterfreund Mikael Vogel an und fragte ihn: »Was fällt Dir ein, wenn Du folgenden Ausdruck hörst: ›Er oder sie kommt aus *gutem* Hause?‹« Mikael zögerte nicht lange und sagte: »Hm, schwierig, weil ...«

dann stellte sich eine längere Pause ein.

»Das reicht mir schon«, unterbrach ich die Stille am Telefon.

Die Einsamkeit meiner Sprache(n) ist existentieller und essentieller Natur. Es geht um Würde – und diese ist, betrachte ich den Begriff im Deutschen als Tätigkeitsw:ort, ein großer, großer Konjunktiv.
Ist das Gegenteil von ›gut‹ ---------- ›schlecht‹?
Oder gäbe es bessere Antonyme?

Auch ›das Haus‹ kommt seltsam skurril- und engbesetzt daher. So sächlich. Wenngleich

ein Neutrum

vielleicht doch mehr Möglichkeiten in sich birgt im Vergleich zu den vermeintlichen Eindeutigkeiten.

Im Spanischen öffnen die Türen und Fenster einer Unterkunft als ›familiäres‹ Domizil Zugeschriebenheiten ins Weibliche ... ›la casa‹. »¡Esta es su casa!« – »Fühlen Sie sich wie zuhause!« Im Deutschen (fast) ähnlich. Wie war das doch gleich mit den ›Hausfrauen‹? ... der ›Familienmutter‹? ›heivafraujo‹ im Gothischen oder althochdeutsch ›husfrowa‹ ...?

Und heute? Die Wirklichkeit spricht Grauen. Es ist, als würde meine Zunge festkleben:

Ferhat Ünver
Mercedes Kierpacz
Sedat Gürbüz
Gökhan Gültekin
Hamza Kurtović
Kalojan W.
Vili Viorel Păun
Said Nesar Hashemi
Fatih Saraçoğlu

Aus gutem Hause ... Was ist aus ›gutem Hause‹? Wie? Wo? Wann? Weshalb? Wodurch?

Im Spanischen, schreibt mir der Literaturkritiker und Journalist Ricardo Bada aus Köln, bezeichne der Redensartenmund ähnliche Vorstellungen mit ›de buena familia‹. Haus und Hof gehörten ja ursprünglich heimatzusammen. Auch die Freiheit und das Leibeigentum waren, so glaube ich, mich zu erinnern, verkettet, eingekettet. Zwangseinander.

Im Arabischen[2] sind nicht nur das Haus und die Familie sprichwörtlich und konstituierend gesellschaftsanführerisch, sondern auch der ›Stamm‹ samt ›Wurzeln‹ – ›de pura cepa‹. Beide Ausdrücke kennt auch das Kastilische; weiß um den ›Stamm‹, den reinen ›Rebstock‹ ... Es hat also etwas Hinein- und An-, gar Mitgeborenes. Etwas furchtbar Rein-Gewachsenes, Ausschließlich-Geborenes. Wie im Türkischen, berichtet mir der Lyriker und Verleger Dinçer Güçyeter:

›Aus gutem Hause sein?‹: ivi aile çocuğu ivi olmak (wortwörtlich übersetzt: **›Kind aus guter Familie‹**).

Ursprünglich wurde es im Osmanischen Reich unter Aristokraten sehr viel verwendet. Von Liebe war gar keine Rede. Wenn die Familie des Verehrers oder des Mädchens einen hohen Status hatte, war der Junge oder das Mädchen aus einem gutem Haus/einer guten Familie.

Heute ist es so, dass jeder nach seinen Erwartungen die Redensart einsetzt: für eine konservative Familie ist ein Junge/ein Mädchen aus gutem Haus, wenn er/sie betet/fastet, etc.

Für die Arbeiterschicht bedeutet es, wenn der Mensch sich für seine Arbeit gut einsetzt, keine Schulden hat.

Bei uns in Ägäis ist jemand aus einem guten Haus, wenn er/sie gastfreundlich, höflich und entgegenkommend ist.

Wenn ich mich an Hausach erinnere, deine Geschwister wieder vor meinen Augen habe, kann ich sagen: José ist aus einem guten Haus: José iyi bir aileden geliyor ☺)

Apropos Hausach – meine Schwester wurde, wie ich, auch dort im Schwarzwald geboren. (Ich gehe davon aus, obwohl sie als Gastarbeiterkind auf die Welt gekommen ist, dass sie aus gutem Hause kommt.) Sie beantwortete mir die Frage schlicht und einfach folgendermaßen: Jemand, der Manieren habe, sagte sie. Der höflich sei – »mir beispielsweise in den Mantel hilft!«

Was könnte ich noch sagen? Vielleicht dies. Ein Oberstufenschüler aus Essen beschrieb mir die Verhältnisse so:

Mein Leben / Hayati / حياتي

Ganz ›einfach‹ beschriebenes Leben:
ein junger deutscher Mann mit marokkanischen Wurzeln wächst mit drei völlig unterschiedlichen Sprachen auf.
Die Mischung aus Deutsch, Arabisch und Berberisch macht aus mir einen kulturellen Bürger.
Zwischen den verschiedenen Kulturen fühle ich mich wohl (Essen-Kray).
Egal, wo ich bin, ich bin ich ein *midden* (berberisch: *Fremder*). Es ist mir *chara,* egal.
Yemma ist hayati! Meine Mutter ist mein Leben!
Allay auen. Möge Gott dir helfen!

Der ›kulturelle Bürger‹ hat es mir seither angetan. Ein ›gutes Haus‹ menschenrespektierender Zukunft. Zukunft im Unterwegssein. Wider jegliche Einsamkeiten, die gemacht werden: *kulturelle Bürger·innen*. Das wäre ein hoffnungsguter Paradigmenwechsel.

1 Gottfried Taubert: *Tanzmeisters zu Leipzig, Rechtschaffener Tanzmeister, oder gründliche Erklärung der Französischen Tanzkunst...*, Leipzig 1717, 329.

2 ›aus einer guten Familie‹ من عائلة كريمة und ›aus einem guten Hause‹ من بيت عريق und ›hat gute Wurzeln: aus gutem Stamm‹ ذو جذور سبب.

»Sich wie Falsch- geld fühlen«

Maxi Obexer & Selim Özdogan im Tandem

Maxi Obexer

Wir sind das Falschgeld in Eurer Geschichte

in einer Geschichte von Reichen, von antiken Reichen,
römischen, griechischen, heiligen Reichen,
von ersten, zweiten, dritten Reichen,
von Totenreichen und Himmelsreichen,
und alle reichen sie bis zu dir und zu deinem Geschlecht.
Sie reichen euch, den Lebenden, die Hand, oder ziehen daran, oder rufen euch.
Das, ja, das macht dich zu einem Wesen mit Geschichte, von der ich mich grundvoll frage, was ich mit ihr eigentlich zu tun habe, ich meine nämlich nichts. Nein, doch. Nicht, dass ich, nicht dass wir nicht auch darin vorkämen. Ja, wir kommen immer darin vor;
wir kommen aus eurer Sicht darin vor. Von euch gesehen (also nicht gesehen).
Von euch erfunden, geschaffen, geträumt meinetwegen, von uns jedenfalls ist das nicht,
was wir von uns darin sehen. Um es deutlich zu sagen: Diese Geschichte ist nicht von mir, ich habe sie nicht gemacht, ich wurde auch nicht gefragt, ich muss mich dafür nicht schämen. Und tu es doch. Irgendjemand muss sich ja schämen für diese Art Reichen- oder Reichsgeschichte, wenn ihr es nicht tut oder lieber stolz darauf seid.
Aber eine schöne Geschichte ist das nicht. Eine, die zwar nach dir ruft, aber über dich hinwegruft, der du gehörst oder der du angehörst, der du hörig bist, die aber selbst nicht hinhört oder zuhört. Egal. Meine Geschichte ist es nicht und lieber habe ich keine als eine, die immer nach den Reichen ruft.

Die genauen Geschichten sind leise, still, sie laufen neben der her, die sie lebt.
Ich kenn die Geschichte von »Wie soll ich's dir nur sagen, damit du hinhörst« oder die Geschichte von »Ich meinte ja nur« oder die Geschichte von »Ich bin ja schon still«.
Und je nachdem, in welche Himmelsrichtung du schaust und in welche Windrichtung,
kommt dir eine andere Geschichte geflogen.
Soll ich dir die Geschichte der Steinflechte erzählen? Sie trägt den Titel: »Ich sage dir, wie mein Stein riecht im März, wenn darauf der letzte Schnee verdampft.«
Sie sagt »mein Stein«, verstehst du? Kannst du dir vorstellen, wie viele Frühlinge diese Flechte mit ihrem Stein schon erlebt hat? Und ich kann dir auch sagen, was darunterliegt, unter dem Stein: Würmer. Das nenn ich verbunden sein.
Meine Geschichte beginnt mit: »Und seither folge ich der Kuh.«
Was ich mir einbilde? Oder was ich bin? Nichts. Aber eines Tages öffnete ich meine Augen. So beginnt eine Geschichte, nicht? Mit dem Öffnen von Augen. Und was seh ich über mir? Ich seh das Euter einer Kuh. Ich strecke die Arme aus, und was mir in die Händchen gerät, ist warm und weich und passt genau in die Hand eines Säuglings. Noch bevor ich meiner Mutter in die Augen schaute, sah ich einen Strahl Wasser, der unter einem ausgestreckten Kuhschwanz auf die Erde plätscherte. Gespreizte Beine, nach oben gebeugter Schwanz und ein lebendiger Wasserstrahl. Auch das nenn ich verbunden sein.
Ich entstamme der Geschichte der Mägde, die keine Geschichte haben. Dafür aber Wege, die sie geschickt fanden, als sie weggeschickt wurden. Nie überlegt, warum die Reichen so wenig Kinder hatten und die Armen so viele? Weil sie sich viele Mägde leisten konnten, die weggeschickt wurden, sobald etwas begann, sichtbar zu werden, was besser unsichtbar blieb. Mit den italienischen Faschisten kamen die italienischen Fabriken und meine Mutter, verjagt und vertrieben, fand Arbeit in der Nähfabrik. Hier nähten sie, was bald die Montagsmärkte füllen wird und dann die Boutiquen, die Kleider für eine neue Schicht, der Flittchenschicht; auch das eine Geschichte, auch die ohne Lobby.
Mich gab sie den Kühen; dreijährig. Sie kam manchmal an Sonntagen, doch wenn sie kam, sah ich schon, wie sie wieder gehen wird. Ich versteckte mich zwischen der Kuhherde und kam doch

gelaufen, als sie meinen Namen rief. Und rannte ihr nach, wenn sie ging und wurde wieder zurückgetrieben. Ich sah sie aber weinen, nicht direkt weinen, aber die Hände vors Gesicht hielt sie, während sie den Hang hinunterstolperte und ich zur Kuhherde hoch. Es war ein kleiner Trost, sie weinen zu sehen. Ich hockte da und rotzte in einen Kuhfladen.
So hab ich die Wege kennengelernt, die eine wie ich kennen muss, um eine wie ich zu werden: Ich bin den Kühen gefolgt, manchmal auch den Schafen und auch den Ziegen, ich bin den wilden Tieren gefolgt, den Rehen und den Hirschen, ihnen zu folgen heißt, die Wege zu finden, davon weißt du nichts, du kennst nur die Marschrouten, ich aber kenne die Wege. Die Verbindungen. Jeder Weg ist eine Verbindung. Ihr hingegen zielt auf die Grenzen oder setzt noch schnell welche, wenn ihr keine seht.
Lange bevor ihr die Landschaft mit kriegerischen Strategien überzogen, lange davor und immer auch während ihr sie mit schwerem Kriegsgerät gepflastert und überrollt habt, war und ist diese Landschaft ein dichtes Netzwerk von Wegen, begangen von den Tieren und denen, die ihnen gefolgt sind. Parallelen Wegen, die sich mannigfach kreuzen, die aber nie gedacht sind, um sich frontal in den Weg zu fallen. Oder hinterrücks.
Sie verlaufen, als würden sie selbst laufen, die Wege, sie laufen zu den Bächen, laufen an den Bächen entlang, kaum sichtbar, manchmal nur erschnüffelbar, laufen über die Bäche hinweg, über die Schluchten hinaus. Wer es gelernt hat, den Tieren zu folgen, findet aus jeder Schlucht heraus, steigt an den Hängen entlang und findet hinauf, findet genau zu der Stelle, wo es über den Kamm geht ins nächste Tal. Wege, die immer auch das Versteck mitdenken und die Unterschlüpfe mit den Mulden. Und für eine wie mich: die Wege, an denen mir garantiert keine Grenze (und kein Grenzer) über den Weg läuft.

Ich bin vorgestern die Magd, die Kuhmagd, die Stallmagd, die Hausmagd. Ich bin gestern die Schmugglerin. Ich bin heute die Näherin in der Fabrik. Ich bin morgen das Flittchen in der Boutique. Ich bin übermorgen die Studentin. Und die sagt: Wir haben viele Ursprünge.
Wir waren schon der Chor der Jungfrauen in den Kriegsstücken der Antike. Wir sind die, die flehen, klagen, anklagen, weinen,

schreien, prophezeien, protestieren, warnen – vor eurer Geschichte. Wir warnen euch vor euch selbst. Dafür wurden wir von euch geschaffen – für euch. Und um uns zu schämen für euch – nein, das nicht, aber anstelle von euch.
Und was lehrt uns das? Was soll eure Geschichte uns lehren?
Aber erstmal schämt ihr euch für mich. Für das Flittchen, das aus mir geworden ist. Für das, was ihr Fetzen nennt und was ich Schönheit nenne, und was ihr verludert nennt, nenn ich meine Freiheit. Ich lasse mich herumtreiben wie ein Bündel Falschgeld, was mir die Freiheit unter den Kühen war, ist jetzt das Feiern in freien Kleidern. Ich verführe und lasse mich verführen. Werde verraten, verkauft, verlassen, bin verrufen von Anfang an. Und bin wieder allein. Ich steige in Autos, bis ich selbst eines habe, und die schmalen Pfade tausche ich jetzt durch die weite und offene Straße. Ich folge mir. Und nehme jede mit, die stoppt und einsteigen will und der Straße folgen will. Wir sind viele geworden, sind es immer gewesen. Die es immer wieder hingeworfen hat. Auf ihren verrufenen Fährten. Immer sind wir selber schuld, wenn eine schwer wieder aufkam, unter Tränen wieder aufstand, niedergeworfen zwischen den Kleiderstangen in den Untergeschossen, im Alkohol ertränkt, den Kokslinien gefolgt, in der Geburtenklinik verhasst, aus der wir eine Abtreibungsabteilung machten. Eine Lobby werden wir nicht. Auch keine Individuen in eurer Gesellschaft.
Aber ein Chor, wir bleiben ein ewiger Chor der mutterlosen, schutzlosen, achtungslosen Töchter – Töchter? Sind wir Töchter? Von welchen Müttern nochmal? Ach. Aber wir haben doch uns. Nein. Manchmal haben wir nichts. Wir schlagen uns durch. Ja. Und oft sind wir gut beieinander und manchmal auch gut auseinander. Und manchmal gehen wir einfach zu Bruch. Ja, nein. Doch. Das auch.
Ich bin also der Chor der Jungfrauen, seit ich von meinem Professor weiß, dass es schon in den Kriegsstücken der antiken Tragödie einen gab, der Chor der Jungfrauen, die flehen, warnen, schreien, der Chor der ungehört Bleibenden oder Gebliebenen?
Ich bin Elektra, immer vor dem Palast, wo sie nicht aufhört zu protestieren.
Ich bin Kassandra, die nicht aufhört, das Unheil zu buchstabieren, in die sie alle blind hineinrennen, auch wenn es ihr niemand abnimmt.

Und ich bin Medea, die, die nicht aufhört ihrem Mann unter die Nase zu reiben, dass er nur lieben kann, wo es auch etwas zum Plündern gibt. Also gar nicht.
Ich bin Antigone, die auf ein würdiges Grab für ihren Bruder besteht, solange, bis das ganze System geschlossen ins Grab marschiert.
Und nein, ich bin sie alle nicht, bin sie ganz und gar nicht.
Antigone, gab es wirklich nichts Wichtigeres, als dich für deinen kriegswütigen, zerstörungswütigen, todessüchtigen Bruder einzusetzen, der lieber tausendmal stirbt, als einmal zu leben? Er wollte genau das, was er ist: tot sein. Vor aller Augen und so lange wie möglich. Dafür gibst du dein Leben?
Und Kassandra, alles siehst du voraus, aber alles was du siehst, ist das Geschick und das Schicksal eines machtgesteuerten Agamemnon, für den du immer nur die Schickse warst, die Nutte an seiner Seite, der dir deine superloyale Vorhersehung nicht einmal abnimmt.
Der hat seine vierjährige Tochter auf dem Gewissen – für den Krieg geopfert –, und alles was dich kümmert, ist nicht etwa die Mutter, der ihr Kind abgekehlt wurde, sondern der Held aus dem Schlachtfeld; und dein Leben, dein Tod für ihn: sinnlos; deine gnadenlose Sehergabe: vielleicht selbst verblendet?
Und Elektra, deine Energie für dein charakterschwächliches Brüderchen Orestes, bis aus dem – Dank dir – endlich etwas wird: der Mörder seiner Mutter. Es war auch deine Mutter. Und der Vater, dem deine ganze Hingabe gilt, der Mörder deiner Schwester! Und dein Bruder, der nur noch die Reue kennen wird in seinem Leben, wird immerhin als der erste tragische Held in die westeuropäische Zivilisationsgeschichte eingehen. Die Geburtsstunde der tragischen Figur Orestes! Nicht wahr, Herr Professor? Und Elektra! Du wirst nirgends eingehen, du bleibst schön sitzen vor dem Palast.
Keine von euch hat es zum Individuum gebracht, nicht wahr, Herr Professor. Nicht zur tragischen Figur und nicht zum Subjekt, geschweige denn zu einer Lobby. Die Individuation beginnt, Zitat, wo »einer – EINER – auf sich selbst zurückfällt, verlassen, verstoßen, abgetrennt – abgetrennt ist vom Mainstream.« Danke Herr Professor.
Abgetrennt zu sein ist unser Ursprung, und auf uns selbst geworfen auch: von Anfang an. Verraten, verkauft, verzweifelt,

ohnmächtig, ausgeliefert, wissend, dass es keinen Gott gibt – nein! Denn der ist ja auch nicht für uns geschrieben worden. Und die ganze Welt schaut zu – nein! Schaut weg – nein! Bemerkt es gar nicht, wenn ihr allein gelassen in euren Kuhfladen hineinrotzt! Das zählt nicht. Ihr zählt nicht. Jedenfalls nicht zur tragischen Figur – denn dafür müsstet ihr erstmal eine Figur, ein Subjekt, ein Individuum sein werden können – oder eine Lobby eben. Aber das liegt wohl nicht an euch.
Wer hat euch geschrieben? Wer hat euch gedacht? Und für wen?
Ich bin die Studentin und Ihr Flittchen fragt mich, was für eine Geschichte das ist?
Und ob das ein feministisches Stück ist. Nein. Sag ich. Nein! Das kann ich euch nicht antun! Es ist auch die Geschichte, von der wir nicht wissen, wie sie verlaufen wäre und wohin sie gelaufen wäre. Das müssen wir so stehen lassen. Auch das ist eine Geschichte.

Selim Özdogan

Falschgeld fühlen

»Sich wie Falschgeld fühlen«, »wie Falschgeld durch die Gegend stolpern«, »wie Falschgeld über das Spielfeld rennen«, »wie Falschgeld in der Prüfung sitzen«.
Redewendungen, die ausdrücken sollen, dass man fehl am Platz ist, nicht zugehörig, fremd oder nicht ganz bei sich, nicht präsent, dass man sich nicht der Situation entsprechend verhalten kann.
Schauen wir uns das Wort an: ›Falschgeld‹, also etwas, das dem Original nachempfunden wurde, um zu täuschen, etwas, das nur vorgibt, echt zu sein und Wert zu haben.
Falschgeld, das so alt ist, wie das Geld selbst. Falschgeld, das in der Redewendung metaphorisch benutzt wird, um zu verdeutlichen, dass etwas nicht stimmig ist, nicht passt, ohne dass die Konnotation von ›Betrug‹ mit reinspielt.
Würde ›Betrug‹ mitklingen, gäbe es eine andere naheliegende metaphorische Verwendung, nämlich für ›Menschen mit Hochstaplersyndrom‹. Menschen, die nicht in der Lage sind, ihre eigenen Leistungen anzuerkennen, und sich deshalb wie Hochstapler fühlen, also wie Falschgeld. Könnte man sagen. Sagt man aber nicht.
›Falschgeld‹ bezieht sich nicht auf die Innensicht eines Menschen, sondern auf eine Außenperspektive, auf den Menschen im Zusammenspiel mit seiner Umgebung.
Eine Umgebung, in der eine Norm gesetzt wird: Das echte Geld ist die Norm und hat einen Wert.

Auf dem Basketballplatz wie Falschgeld herumzulaufen heißt: Gut Basketball zu spielen ist die Norm und hat einen Wert, aber derjenige, auf den sich die Metapher bezieht, kann die Norm nicht erfüllen.
In jeder Umgebung, in der man außerhalb der Norm liegt, kann man »sich wie Falschgeld fühlen«.
In einer freien, demokratischen, pluralistischen Gesellschaft ist es Teil der individuellen Freiheit, sich außerhalb von Normen zu bewegen und sein Leben eigenverantwortlich zu gestalten. Dass man dabei auf Widerstände und Kritik stößt, ist auch eine Norm.
Die Falschgeldmetapher entwertet den Menschen. Man ist weniger wert als das Original, als derjenige, der die Norm erfüllt.
Das Bedürfnis, zu einer Gruppe zu gehören, scheint – Ausnahmen bestätigen die Regel – eine menschliche Konstante zu sein.
Der Ausschluss ist eine anerkannte Strafmaßnahme, egal, ob bei der Kindererziehung – »du darfst nicht mehr mitspielen, weil du dich hier nicht an die Regeln hältst« – oder bei der Verwahrung von Kriminellen.
In beiden Fällen geschieht eine Entwertung: »Wenn du nicht das gewünschte Verhalten zeigst, bist du es nicht mehr wert, Teil unserer Gruppe zu sein.«
Diese Erfahrung, abgelehnt zu werden, kann dazu führen, dass man ein geringes Selbstwertgefühl entwickelt, was wiederum dazu führen kann, dass man das zu kompensieren versucht, möglicherweise auch auf nicht gesellschaftlich akzeptierte, der Norm entsprechende Arten. Was wiederum dazu führt, dass man ausgeschlossen wird.
Der Entwertungsprozess kann zu einer Spirale werden.

Der Wert eines Menschen in unseren Gesellschaften wird auf vielerlei Arten und Weisen bestimmt. Wir können sagen, er ist abhängig vom Ort seiner Geburt und vom Ort der Geburt der Eltern. Ein Menschenleben in Bangladesch ist aus westlicher Sicht weniger wert als eines in Belgien. Die Möglichkeiten, die einem verschlossen bleiben, sind aber keine sozialen oder kulturellen, sondern in erster Linie ökonomische.
Der Wert eines Menschen, sein gesellschaftlicher Status, sein Ansehen – auch in einer Demokratie – wird bestimmt über die finanziellen Möglichkeiten, über die er verfügt.

Ein Bankräuber wie etwa Ludwig Lugmeier, der Millionen erbeutet und ein Buch darüber geschrieben hat, hat wenig Ansehen. Nicht weil er auf eine gesellschaftlich nicht akzeptierte Art zu Geld gekommen ist. Ausschlaggebend sind die begrenzten finanziellen Möglichkeiten, die letztlich zum Bankraub geführt haben. Wäre er vorher schon reich gewesen, hätte er einen anderen Status.
Das Ansehen und der Wert eines Uli Hoeneß haben kaum gelitten unter dem Schuldspruch, der gefällt wurde, obwohl auch er sich auf nicht anerkannte Weise bereichert hatte. Er hatte bereits Geld, als er das versucht hat, es war nicht Armut, die zur Illegalität führte, sondern Habgier. Armut wird härter bestraft.
Die Grenzen verlaufen nicht zwischen den Kulturen, den Religionen und den Gesellschaftsmodellen. Es sind Rassisten wie Samuel Huntington, die so etwas behaupten. Er hat den Begriff vom Kampf der Kulturen geprägt, ein Mann, der die Gesellschaft Südafrikas zur Zeit der Apartheid als eine zufriedene bezeichnete und Berater des Civil Cooperation Bureau war, das zahlreiche Verbrechen an Apartheidsgegnern verübt hat.
Die Grenzen verlaufen zwischen reich und arm, zwischen den Industrieländern und dem globalen Süden; und innerhalb dieser Regionen zwischen den Schichten, die wir sozial nennen, die wir aber auch als finanzielle Schichten bezeichnen könnten.
Welcher finanziellen Schicht man angehört, entscheidet häufig darüber, ob man »sich wie Falschgeld fühlt« oder nicht. Insofern erscheint die Redewendung passend: jemand wird weiter entwertet, wenn er sich irgendwo nicht zugehörig fühlt aufgrund der eigenen finanziellen Herkunft, die auf den ersten Blick wie eine kulturelle wirken mag.
Die Redewendung erscheint mir weniger passend, wenn es um eine Tagesform geht, bei der man sich entwertet fühlt aufgrund der eigenen mangelnden Konzentrationsfähigkeit und Leistung.
Doch ob passend oder nicht, es geht immer eine Entwertung mit dem Begriff einher, die man kaum mit einem Demokratieverständnis in Einklang bringen kann.

»Wir sind hier ja nicht bei den H*ttentot-ten«

Enis Maci & Annett Gröschner im Tandem

Enis Maci

»Wir sind hier ja nicht bei den H*ttentotten« oder: GANZ

Viel gestellte Frage: Hat Literatur Einfluss auf die echte Welt? Einmal wenigstens hat sie etwas verändert:

Diana Ferrus schreibt ein Gedicht für Sarah Baartman[1], schreibt: »I've come to wretch you away – / away from the poking eyes«, schreibt: »I have come to soothe your heavy heart«, schreibt: »I have come to take you home / where the ancient mountains shout your name.«

Und das Gedicht wird zur Pistole, an die Brust der französischen Akademie gesetzt, die sich nun, 2002, endlich gezwungen sieht, Baartmans sterbliche Überreste, ihren mit präziser Skalpellgewalt auseinandersezierten und eingelegten Ex-Körper, nach Südafrika zu überführen.

Warum erst jetzt? Erstens: Es ist die Furcht vor der Blamage, denn zweitens: geht es um nichts, das heißt: nichts Zählbares. Sarah Baartmans Körperteile können nicht mehr ausgestellt werden, man kann kein Geld mehr mit ihnen verdienen. Sie sind geraubt,

aber Raubkunst sind sie nicht. Sie behalten, hieße zugeben, dass man sie als Kuriosum, als Abnormales behält, und sowas tut man nicht mehr, sowas sagt man nicht mehr, nicht mehr öffentlich. Also gibt man sie zurück, dem Gebirge und den Tälern, aus denen sie kommt. Den Menschen, die auf sie gewartet haben.

Man sagt das nicht mehr, man schweigt davon, man versucht, zu vergessen, dass man grade eben noch genau diese Dinge gesagt, diese Rede von Unterlegenheit getätigt hat. Sie sind immer noch da: tausend Fiktionen, die, aneinandergereiht, ein Joch bilden und einen Galgen.

Man versucht zu vergessen, weil: Erinnerung die Wut weckt. Und die Wut der Geschädigten, der niemals Entschädigten, und sowieso nicht Entschädigbaren – aber das hat auch noch keiner versucht –; ihre Wut ist schlecht fürs Geschäft. Das Geschäft ist ein Gesellschaftsmodell, das Geschäft heißt demokratische Marktwirtschaft, das Geschäft ist ein Oxymoron.

Selbstverständlich schweife ich ab. Anders geht es nicht, denn Sarah Baartmans Geschichte ist ein Tuch, ein Netzwerk aus Kett- und Schussfäden. Es geht darum, dass die Schiffchen Weber werden.

Es lagern in Europa, in Berlin zum Beispiel, und noch heute, genug solcher Knochen und Dinge, Entstandenes und Hergestelltes, einmal lebendig Gewesenes, das noch über einen monetären Restwert verfügt, der noch abgepresst werden kann, in Form von Museumstickets und anderen Einnahmen.

Sarah Baartman und ihre kompromittierte Ganzheit.

Über sich selbst hinausweisen heißt auch: dem Skalpell auf eine Art und Weise trotzen, die dem Körper selbst nicht zur Verfügung steht.

Einfluss auf die echte Welt heißt auch: Worte machen, die gewaltig sind, die umarmen und bedrohen, und zwar die jeweils richtigen. Worte wie Pistolen, Worte wie Balsam. Bloß ersetzen sie die echte Waffe, das echte Heilmittel nicht.

1810 wird Baartman von einem Londoner Gericht gefragt, ob sie freiwillig hier sei. Abolitionisten wollen sie retten. Wir können ihr gegebenes JA nicht befragen, bloß deuten. Da, wo sie herkommt, herrschen jetzt weiße Siedler. Wer nirgends Bürger ist, nirgends zu seinem Recht kommt: ist vogelfrei, hat bloß sich, sein nacktes Leben.

Fast hundert Jahre später, zwischen 1904 und 1908, findet der vom Deutschen Kaiserreich und seinen Bürgern durchgeführte Völkermord an den Herero und Nama statt. Die Nama zählen zu den Khoekhoe-Völkern, zu denen auch Baartman gehörte. Wer den Genozid überlebte, wurde in jahrzehntelanger Zwangsarbeit unter wechselnden Kolonialherren versklavt.

Das ist nicht meine Geschichte und das hat natürlich mit mir zu tun, weil: ich bin ja hier.

Hier, unweit des Schauplatzes der Kongo-Konferenz, während der Afrika aufgeteilt wurde. Linealgerade Grenzen zwischen Geliebten, Freunden, Familien. Näher noch ist das Haus der Wannseekonferenz, in dem die Vernichtung der europäischen Juden geplant wurde.

Was ist das überhaupt? Ein Beschluss?

Was ist das? Läuterung? Kann denn ein Läuterungsweltmeister knausrig sein? In der Schule haben wir gelernt, dass es die zu zahlenden Reparationen waren, die aus guten Deutschen Mörder machten. Auf den Straßen habe ich gelernt: Wer Rassismus erfährt, muss zusammenhalten, am lautesten geschrien von Kanaken, die vergessen, dass sie nicht schwarz sind.

Wie kann man das lernen? Nicht nur diejenige Gewalt sehen, der man selbst ausgeliefert ist? Sondern die Augen öffnen für die Gewalt, die man selbst herstellt, von der unbelastet, von der umgeben man lebt? Wo kann man das lernen? Solidarität? Nicht als Hülse, sondern als: Waffe, Balsam.

Das ungute Gefühl, Sarah Baartman so zu nennen, Baartman, es ist der Name des letzten weißen Siedlers, auf dessen Farm sie lebte.

Der Aufteilung trotzen, dem Skalpell, dem Lineal.

Die Dinge mit dem Mund formen. Unbekannte Namen träumen.

Wikipedia schlägt vor, die Bezeichnung ›H*ttentotten‹, käme von ›hot‹ und ›tot‹, Geräuschen, die die Niederländer machten, um die Klick- und Schnalz-Phoneme der Khoe-Sprachen zu imitieren. Sie konnten sich ihnen bloß annähern, und diese sprachliche Annäherung galt ihnen augenblicklich als Spott. Der Weg zwischen Spott und Vernichtung ist groß und doch nicht groß genug.

Fast ein Jahrzehnt, bevor Sarah Baartmans sterbliche Überreste zurück nach Südafrika gebracht wurden, im Jahr 1993, überführte das New Yorker Naturkundemuseum das Skelett des Inughuits Qisuk nach Grönland. Qisuk war 1897 gemeinsam mit seinem Sohn Minik und anderen nach New York verschleppt worden. Vermutlich dachten die Männer, sie würden nach der Reise die Möglichkeit bekommen, nach Hause zurückzukehren. Stattdessen wurden sie im Keller des Naturkundemuseums gehalten, wo Qisuk an der Tuberkulose erkrankte und verstarb. Der Hauptkurator des Museums, William Wallace, adoptierte seinen Sohn, Minik. Bald schon erfuhr der aber von dritten, dass die Trauerzeremonie, die er über den Körper seines Vaters abgehalten hatte, nicht in dessen Begräbnis gemündet hatte – sein Vater wurde im Museum ausgestellt, und sein neuer Vormund hatte ihn getäuscht.

Was ist das? Vertrauen?

Minik, wie er nach Grönland zurückkehrt, Sprache und Bräuche vergessen hat. Sie sind nicht mehr die seinen, und wiederum auch doch.

Was heißt das? Heimisch werden?

Minik, wie er wieder nach Amerika fährt, Holzfäller wird und schließlich an der Spanischen Grippe stirbt. Ein amerikanischer Traum, der im Fieber endet. Ein globaler Tod, der ihn überall hätte ereilen können. Und ihn doch nicht zuhause ereilte, weil: ihm die Möglichkeit genommen war, zuhause zu wählen, zuhause in den Grund zu kratzen, zuhause zu erfinden.

Sich weigern, mit etwas vorlieb zu nehmen. Dem Blick der Gaffer etwas entgegensetzen, und dieses etwas lässt sich nicht wegschneiden, in einem Keller verstecken oder präparieren.

Diana Ferrus schreibt: »I have come to take you home, where I will sing for you / for you have brought me peace.«

1 Sarah Baartman lebte von 1789 bis 1815 und wurde mit ihren Auftritten als »Vénus hottentote« bekannt. Sie stammte aus einer Familie von Khoikhoi im heutigen Südafrika und wirkte später in Europa als Sängerin, Tänzerin und Musikerin. Aufgrund als anders erachteter anatomischer Merkmale ihres Gesäßes wurde ihr Körper vom europäischen Publikum als besonders exotisch empfunden und nach ihrem frühen Tod in Paris konserviert und ausgestellt. Diese sexistische und rassistische Ausstellungspraxis wurde erst mit der Rückführung ihrer sterblichen Überreste im Jahr 2002 nach Südafrika beendet, zu dem das zitierte Gedicht von Diana Ferrus einen Beitrag leistete.

Annett Gröschner

Wir sind hier nicht bei den H*ttentotten (und auch nicht in der Walachei)

Ich habe meine Kindheit und Jugend in der Stadt des Schwermaschinenbaus verbracht. Andere hatten das Glück, wenn schon im Osten, dann in Kleinparis, Spreeathen, Elbflorenz oder wenigstens in der Spielkartenstadt Altenburg groß geworden zu sein. In der Stadt des Schwermaschinenbaus war die Innenstadt eine Ansammlung von teilweise unmotiviert von oben auf den Stadtplan abgeworfenen Typenbauten und enttrümmerten Flächen auf der Westseite der Elbe. Es zog immer, weil die Ost-West-Magistrale zu breit war und der Wind ewig durchpfiff. »Zieht wie Hechtsuppe«, hieß es immer, ein Satz, den ich bis heute nicht verstehe. Ich will aber – ein seltener Fall – den Zauber auch nicht durch Recherche verderben. Nach der Wiedervereinigung hat man die Lücken mit Einkaufszentren vollgestellt. Jetzt zieht es nur noch wie Grießbrei, sieht aber noch hässlicher aus, im Gegensatz zum Rest der Stadt, die durch die Wiedervereinigung ästhetisch gewonnen hat. Magdeburg war im frühen 19. Jahrhundert die theoretisch uneinnehmbarste Festung Deutschlands, sie musste es allerdings in Ermangelung von ankommenden Feinden (in diesem Fall: Franzosen) nie beweisen. Diese Festungsmentalität steckte in meiner Kindheit noch in den Erwachsenen, genauso wie die zweimalige Zerstörung der Stadt, 1631 und 1945.

Was gut war – borniertes Großbürger·innen gehabe wie in Dresden und die patriarchalen Anwandlungen der Religion gab es (mit Ausnahmen) kaum. Und deshalb auch wenig Zweifel daran, dass Mädchen genau die gleichen Rechte beanspruchen konnten wie Jungen. Allerdings waren die Gesetze in diesem Fall fortschrittlicher als das, was in den Köpfen der Älteren an Benimmregeln für das weibliche Geschlecht herumspukte. Zart besaitet durfte man nicht sein, der Umgang miteinander war, gelinde gesagt, robust, Sexismus inbegriffen, Freundlichkeit obsolet. Dazu kam eine ausgeprägte Intellektuellenfeindlichkeit, die dazu führte, dass ich mit Sechzehn wusste, ich habe keine Wahl: Ich werde Intellektuelle. Was heißt: Ich gehe weg.

Von den heute in bestimmten Kreisen bevorzugten Vorstellungen einer Gesellschaft aus gesehen, mit klaren Grenzen und einer Undurchdringbarkeit zwischen Oben und Unten, war meine Kindheit und Jugend ein einziges Kuddelmuddel.
Wenn ich nach meiner Herkunft gefragt werde, kann ich nicht ›Mittelschicht‹, ›Adel‹ oder ›Arbeiterklasse‹ sagen. Mein Vater hat aus der Mittelschicht in die Arbeiterklasse, heute leider gern als ›Unterschicht‹ bezeichnet, eingeheiratet, sein Bruder aber in das, was sich heute ›Elite‹ nennt, weil man ›Bourgeoisie‹ nicht mehr sagt. Die Arbeiterklasse hatte offiziell die Macht, inoffiziell eher die Funktionär·innen, der Fabrikdirektor war enteignet, aber noch Direktor. Ich wuchs bei allen auf und lernte, zwischen den Schichten hin- und herzuswitchen und die feinen Unterschiede zu begreifen. 1990 wurde die Ordnung insofern wiederhergestellt, dass die Arbeiterklasse ihre Arbeit verlor und zur Unterschicht gemacht wurde und der Fabrikbesitzer sein Eigentum von der Treuhand zurückkaufte. Ich wurde die aus dem Osten, der Makel meiner Herkunft stand und steht vor jeglichen Klassen- oder Schichtenunterschieden. Ein Habenichts mit kulturellem Kapital. Eine, die, bevor sie lesen konnte, eine Tafel decken konnte und Messerbänkchen als solche zu benennen wusste, die aber die Herablassung gegenüber dem Personal bei den Feiern des

Fabrikdirektors und Exbesitzers unangenehm berührte. Würde die etepetete Großtante noch leben, würde sie sagen, weil ich indoktriniert war.

Wer in einer Festung lebt, sieht jeden Ankommenden, der den Code nicht kennt, als Bedrohung an. Dabei gab es gar nicht viele, die ankamen und Einlass begehrten. Immer war – und ist da bis heute – die Angst vor Chaos, Unordnung, Nicht-Zivilisation. Die meisten der Älteren um mich herum waren Davongekommene, die sich mit einem (klein)bürgerlichen Anspruch wieder in Form gebracht hatten. Die Form war ein Korsett. Nicht die anderen waren Chaos, Unordnung, Nicht-Zivilisation, sie selbst hatten den größten Zivilisationsbruch mehr oder weniger mitzuverantworten. Sie gaben es nicht zu, denn die Nazis waren ja alle im Westen.
Aber das Verdrängte schwelte unter der Oberfläche. Das Repertoire an Sprichwörtern und sprachlichen Entgleisungen, die den Fremden das Nichtzivilisierte unterstellten und die als solche selten problematisiert wurden, war groß und blieb im Kopf. Ein paar Beispiele aus dem Privaten:
»Das ist ja wie in der Walachei.«
»Wir sind hier nicht im Zirkus.«
»Du siehst aus wie eine Zigeunerin.«
»Geh doch dahin, wo der Pfeffer wächst.«
»Arbeiten wie ein Kümmeltürke.«
»Polnische Wirtschaft.«
Und am Schlimmsten: »Bis zur Vergasung.«

Aber wie sah es offiziell aus? Ich habe, um mich zu vergewissern, in die oberen Regalreihen gegriffen und alte DDR-Lexika heruntergeholt, weil ich vieles auch vergessen habe. »Wir sind hier nicht bei den H*ttentotten« kenne ich zwar, in meiner Familie aber wurde es in meiner Erinnerung nicht verwendet. Bei uns war es ›die Walachei‹, genauso fremd, nur nicht so weit weg. Man konnte sogar hinfahren. Im Großen Fremdwörterbuch, Leipzig 1977, wird das Wort nicht erklärt, es gibt nur ›hotten‹, »umg. für salopp u. undiszipliniert tanzen <engl.>«. ›Abhotten‹ war so ein Wort für ›alles fallen lassen‹. In Meyers zweibändigem Handlexikon, 1978 in Leipzig erschienen, heißt es: »Hottentotten, Selbstbezeichnung Khoi: den Buschmännern nahestehendes Volk im S und SW Afrika; 45 000; fahlgelbe, im Alter stark gerunzelte Haut; durch lange Kämpfe gegen die Kolonialmächte stark dezimiert; Großviehzüchter.« Hier vermischen sich Herablassung und Antikolonialismus. Dieser Eintrag zeigt etwas, das mir symptomatisch für den Umgang mit Kolonialismus in späteren DDR-Zeiten zu sein scheint. Kolonialist·innen waren die anderen, in dem Fall: Franzosen, Spanier, Briten, Portugiesen. Wir hatten damit nichts zu tun. Wir pflegten ja einen Internationalismus mit unterdrückten Völkern, spendeten für Vietnam und schickten Traktoren nach Angola.
Vor einem Jahr saß ich mit der kamerunischen Autorin Clementine Burnley, die über afrikanische Vertragsarbeiter·innen in der DDR recherchiert, zusammen, und mir fiel auf ihre Frage nach dem Wissen über die Kolonien keine Geschichtsstunde in der Schule ein, in der es jemals um deutschen Kolonialismus, um Namibia, Kamerun oder die Ermordung der Hereros gegangen war. Meine nachfolgende Suche in Schulbüchern für Geschichte blieb erfolglos. Das deutsche Kolonialerbe stand nicht im Lehrplan der allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschulen der DDR. Kolonialist·innen waren Leute wie Kongo-Müller, und der war aus der Bundesrepublik. In Meyers Lexikon von 1978 aber kommen die Herero zu meinem Erstaunen vor, zwischen Herend und Hering. »Herero: urspr. großes Bantuvolk in Namibia und Südangola; Viehzüchter, durch Freiheitskämpfe gegen die dt. Kolonisation (H.aufstände 1904/07) stark dezimiert u. in ungünstigen Reservaten angesiedelt; 75 000.«
Dezimiert. Klingt nach Tierherden.

Ich bin mit einer Form des Internationalismus aufgewachsen, der den Kosmopolitismus in sich verleugnet hat. Solidarität mit unterdrückten Völkern, ja. Allerdings konnte kaum jemand damit umgehen, wenn es jenseits des Theoretischen und von Spenden ablief. Auf die Vertragsarbeiter·innen war niemand vorbereitet. Da trat dann ganz schnell ein alter Rassismus zutage.
Die DDR war eine so homogene Gesellschaft, dass selbst die, die aus den Ostgebieten geflohen oder vertrieben worden waren, ihre Herkunft verleugneten, meist gezwungenermaßen, um keine Nachteile zu haben. Die Gesellschaft war weiß. Es gab in meiner Kindheit nur wenige Menschen mit anderer Hautfarbe, außer in den Kinderbüchern. Zum Beispiel fuhr die beliebte

Comicfigur Bummi nach Afrika, um das Kind Sally zu suchen. Ich hab vergessen, ob er das Mädchen gefunden hat. Jedenfalls ist er vielen Tieren begegnet, die es bei uns auch im Zoo gab. Dass auch in Deutschland ›Schwarze Menschen‹ in Kolonialausstellungen und Lunaparks ausgestellt worden waren, war vergessen.

Der erste ›Schwarze Mensch‹, dem ich, wenn auch nur von weitem, begegnete, war Angela Davis. Nachdem sie in den USA aus der Haft entlassen worden war, während der ihr tausende DDR-Kinder Postkarten gemalt hatten, kam sie zu uns in die Stadt und auf den Alten Markt, um sich persönlich zu bedanken. Ich war fasziniert von ihr. Sie sah mit ihrem Afro und dem offenen Gesicht so anders aus als die verkniffenen Männer in schlechtsitzenden Anzügen, die um sie herumstanden. Bis heute gibt es nur eine Frau, die Ehrenbürgerin der Stadt Magdeburg ist – Angela Davis. Dass sie nach ihrer Reise zu einer der Begründerinnen des intersektionalen Feminismus wurde, dürfte allen misogynen Rassist·innen, die nach 1989 aus ihren Löchern gekrochen sind, wütend machen. Und obwohl ich mit Magdeburg nicht mehr allzu viel zu tun habe, macht es mich ein klein wenig stolz, eine Feministin als Ehrenbürgerin meiner Geburtsstadt zu haben.

Über die Diskrepanz zwischen verordnetem Internationalismus und rassistischem Alltag in der DDR haben Autorinnen wie Angelika Nguyen[1] oder Peggy Piesche[2] als Betroffene geschrieben. Man sollte sie lesen. Angelika Nguyen, die während des Vietnamkrieges als Tochter eines Vietnamesen und einer Deutschen in Ostberlin aufwuchs, schrieb 2014: »Während mein Vater in Hanoi stationiert war, kämpfte ich im befreundeten Bruderland an zwei Fronten: gegen die Kinder, die mich quälten, und gegen die Plakate, Parolen und Lieder, die ein Mitgefühl bezeugten, dem ich in meinem Alltag selten begegnet war. Zwischendurch war ich immer auch ein ganz normales Mitglied meiner Klasse, ein DDR-Kind. Pogrome können durchaus nur Minuten dauern. Dann wird weitergemacht, mit dem Spielen oder mit dem Unterricht.«[3] Als Kind und Jugendliche war alles, was anders war, für mich ein Fenster zu Welt, auch die ›Schwarze‹ Puppe, die allerdings ›N*-Puppe‹ genannt wurde. Nur die englische Form galt als Schimpfwort. Wir wollten Indianer·innen sein, nicht Cowboys oder -girls. Meine beste Freundin wurde Squaw in einem Indianerclub. Sie bastelte wochenlang an ihrem Kostüm aus Ziegenleder, das sie in Ermangelung von Ziegen aus Fensterputzlappen zusammennähte. Ich flocht mir dreißig Zöpfe und wurde der Schule verwiesen, bis ich die Haare wieder offen trug. Ich sah diese Dreads, die noch nicht so hießen, nicht als kulturelle Aneignung, so wenig wie die selbstgenähten und -gefärbten, mit Kartoffeldruck verzierten afrikanischen Hemden: Ich brauchte sie, um mich abzugrenzen von meiner Umgebung. Um zu zeigen, dass ich anders bin, chaotisch, anarchistisch, unordentlich.

Als ich vor vier Jahren bei unserer Ausstellung *Inventarisierung der Macht. Die Berliner Mauer aus anderer Sicht* eine Neuköllner Schulklasse durch die Ausstellung führte, blieb ein Jugendlicher mit pakistanischen Wurzeln vor der Wand mit Soldatenporträts der Grenztruppen der DDR stehen und fragte: »Warum sehen die alle so arisch aus?« Von seiner Attributwahl erst einmal aus dem Konzept gebracht, versuchte ich die Wand mit seinen Augen zu sehen. Für ihn sahen die Männer alle gleich aus und ihre Uniformen unterschieden sich nur unwesentlich von denen der Wehrmacht. So verschwimmt die Vergangenheit für die nächsten Generationen langsam zu einem Ganzen, das zu differenzieren wieder und wieder die Aufgabe sein muss.

1 Angelika Nguyen: *Mutter, wie weit ist Vietnam?*, https://heimatkunde.boell.de/de/2014/01/29/mutter-wie-weit-ist-vietnam (zuletzt aufgerufen am 11.03.2020).
2 Peggy Piesche: *Schwarz und deutsch? Eine ostdeutsche Jugend vor 1989 – Retrospektive auf ein ›nichtexistentes‹ Thema in der DDR*, https://heimatkunde.boell.de/de/2006/05/01/schwarz-und-deutsch-eine-ostdeutsche-jugend-vor-1989-retrospektive-auf-ein (zuletzt aufgerufen am 11.03.2020).
3 Nguyen: *Mutter.*

»Ein armer, aber ehrlicher Mann«

Karosh Taha & Mehdi Moradpour im Tandem

Karosh Taha

»Ein armer, aber ehrlicher Mann« – ein Kompliment, aber eine Beleidigung. Wer spricht zu wem? Wer stellt einen Zusammenhang zwischen ›arm‹ und ›ehrlich‹ her, eine Verbindung, die einen Einspruch, einen Widerspruch erzwingt, nämlich ein ›aber‹?

Was hängt an dem Wort ›arm‹, was bleibt da alles unausgesprochen, worauf hat man sich bei ›arm‹ geeinigt? Was ist der Subtext dieses ›ehrlich‹, was ist die Geschichte dieses ›aber‹? Wieso schafft es ein ›aber‹, in dem Moment den finanziellen Mangel mit einem moralischen Mangel gleichzusetzen? Denn die Umkehrung von ›arm‹, aber ›ehrlich‹ ist: ›unehrlich‹, weil ›arm‹. Wenn ein armer Mensch lügt, ist es also die Armut, die aus ihm heraus lügt; bedingt also der Mangel an Geld unmoralisches Verhalten?

Kann man jemanden als ›arm‹ erkennen und ihn als ›ehrlich‹ anerkennen? Das Anerkennen des Ehrlichseins in dieser Redewendung ist ein moralisches Richten, es tarnt sich als ein Verteidigen des ehrlichen Mannes und diffamiert alle anderen Armen. Es ist

auch eine Warnung an das arme Individuum, sich ehrlich zu verhalten und eine Warnung an den Adressaten, allen anderen Armen nicht zu vertrauen. Hier wird jemand empfohlen, da er sich trotz seiner Armut die Ehrlichkeit bewahrt hat.
Noch einmal: Was erzählt das ›aber‹, was verschweigt das ›aber‹?

Diese Redewendung wird heute nicht verwendet, zumindest habe ich sie nicht gehört, vielleicht verkehre ich einfach nicht in den Kreisen, in denen diese Redewendung ernsthaft verwendet wird; ich weiß es nicht, ich weiß nur, diese Redewendung ist in unser Unterbewusstsein gesickert, wir brauchen sie nicht auszusprechen [1], weil wir danach handeln [2]. Unzählige Debatten beweisen das.[3]

»Armut, wie Schönheit, liegt im Auge des Betrachters«, schrieb Mollie Orshansky, eine amerikanische Wirtschaftswissenschaftlerin; im globalen Kontext werden gerne die Grade von Armut miteinander verglichen, um dann von ›wirklicher Armut‹ und ›relativer Armut‹ zu sprechen. ›Armut‹ heißt nicht, wer arm ist oder sich als arm bezeichnet oder nicht bezeichnet, weil viele Arme nicht wissen, dass sie arm sind; ›Armut‹ ist eine Verhandlungs- und vor allem eine Aushandlungssache. In Deutschland wird seit Jahrzehnten der Begriff der ›Armut‹ in politischen Kontexten vermieden; wenn er unvermeidlich wird, dann wird er umschrieben: Von ›sozialer Ungerechtigkeit‹ ist die Rede, von ›Chancenungleichheit‹ und ›Perspektivlosigkeit‹ – diese chamäleonartigen Wörter eignen sich gut für Wahlplakate, weil sie verschiedene Probleme ansprechen können, ohne das Kernproblem ›Armut‹ ausgesprochen zu haben.
Die Verleugnung der Armut bedeutet auch: Es gibt keine ›Armen‹, nur Menschen, die glauben, arm zu sein, aber eigentlich sind sie nur: ›Geringverdiener·innen‹, ›Hartz IV-Empfänger·innen‹, ›Sozialschmarotzer·innen‹, ›Arbeitsunwillige‹.[4]
1962 wurde ›Armenfürsorge‹ in ›Sozialhilfe‹ umbenannt, dann Anfang der 2000er Jahre in ›Arbeitslosengeld I‹ und ›Arbeitslosengeld II‹, schließlich in ›Hartz IV-Leistungen‹ – die Begriffe sind nicht nur technokratischer geworden, sie lenken die Aufmerksamkeit in eine andere Richtung: Es geht nicht mehr um Arme, sondern um Arbeitskräfte, es geht um Leistung, die sie erbringen müssen – und wenn sie es nicht tun, dann entwickelt man ein Programm moderner Zwangsarbeit.[5] Der arbeitslose Mensch hat dem Grundsatz »Fördern und Fordern« zu gehorchen. Ihm wird die Hilfe gekürzt, wenn er nicht nach einer Arbeit sucht, einen Job ablehnt oder ohne die Erlaubnis des Jobcenters in den Urlaub fährt. Wieso glauben wir [6] eigentlich, arme Menschen dazu verpflichten zu können, ihre Armut selbst zu überwinden?

Einerseits ist großes Misstrauen gegenüber Armen gesät worden: sie nähmen nur, sie gäben nicht.[7] Sie würden die Gesellschaft belasten, sie würden den Steuerzahler belasten. Andererseits – gibt es kein andererseits.[8]

Während man früher glaubte, dass Armut ein gottgegebenes Schicksal sei [9], glaubt man heute, Armut sei selbstverschuldet – und wenn etwas selbstverschuldet ist, dann kann, nein, dann muss man sich selbst aus dieser Armut befreien und das kann nur, wer hart genug arbeitet.[10] Und wenn man es nicht schafft, dann nur, weil man nicht hart genug gearbeitet hat; also ist man selber schuld, also ist man wahrscheinlich faul, arbeitsunwillig, nicht ehrlich, nicht loyal gegenüber der Gesellschaft.
Der Arme ist im ständigen Rechtfertigungsmodus, obwohl Reichtum legitimiert werden sollte.
Die Lüge der harten Arbeit halten wir aufrecht, indem wir Beispiele von sozialen Aufsteiger·innen präsentieren – aber jedes Beispiel kann nicht nur mit einem Gegenbeispiel entkräftet werden, sondern stellt eigentlich eine krasse Ausnahme dar. Armut wird somit nicht als ein strukturelles Problem gesehen, sondern als ein Charakterproblem.
So loben wir [11] Arbeiterkinder als Aufsteiger·innen, wenn sie ihr soziales Milieu verlassen. Wir ermutigen sie sogar, es zu verlassen, wir sprechen von einer sozialen Leiter, wenn doch eigentlich von einer finanziellen Leiter gesprochen werden müsste – wir drängen die Aufsteiger·innen dazu, Verrat an ihrem Milieu zu begehen, ihre Normen, Werte und Verhaltensweisen aufzugeben, sich dafür zu schämen, indem wir diese Sprache benutzen.
Aber es sollen nicht alle aufsteigen, nur einzelne, damit man weiterhin daran glaubt, hart arbeiten zu müssen, dass es genügt, nur ehrlich sein zu müssen, um der Misere der Armut zu entkommen. Armut ist nämlich nützlich: Je geringer die Hilfeleistung

oder der Lohn, desto abhängiger ist der Arme vom Wohlwollen des Reichen, je abhängiger vom Staat, desto williger ist der Mensch, jeder Arbeit nachzugehen, die der Staat ihm bietet.

›Armut‹ bedeutet vor allem: Sich als soziales Wesen, eingebunden in ein Netz sozialer Beziehungen, etwas nicht leisten zu können, was in der Gesellschaft als Norm gilt – ob dies Markenschuhe sind, ein einwöchiger Urlaub oder die Autoreparatur.

»Entscheidend [ist] die Feststellung, dass sich jeder Mensch ohne diese Güter in der Öffentlichkeit schämen würde. Was das für Güter [sind, kann] überall anders sein. Aber es [sind] Dinge, die die ›etablierten Regeln des Anstandes‹ der jeweiligen Gesellschaft festgelegt [haben]. Mit anderen Worten, es [gibt] eine relative Grenze, die es dem Einzelnen nicht mehr erlaubt, in Würde und Anstand Teil der eigenen Gesellschaft zu sein.« [12]

1 Wie jedes Sprechen verrät auch diese Redewendung den Sprecher und nicht den Besprochenen.
2 UNICEF Youtube-Video, das auf Kinderarmut aufmerksam machen will und ein soziales Experiment darstellt: https://www.youtube.com/watch?v=nDuM7758SXI (zuletzt abgerufen am 11.03.2020). Ein Kind betritt ein Restaurant, die Gäste wenden sich ab, einige greifen nach ihren Taschen und bringen sie in Sicherheit, sie verscheuchen das Kind mit Wedelbewegungen der Hand. Ohne das Kind zu kennen, ohne mit dem Kind gesprochen zu haben, sind sich alle Gäste einig, dass dieses Kind Ekel erregt, Verdacht erweckt und mit seiner bloßen Anwesenheit die Atmosphäre stört. Zweites Szenario, das gleiche Kind betritt diesmal mit frischgekämmten Haaren, mit sauberer Kleidung das Restaurant, es erfährt Zuneigung, Aufmerksamkeit und Fürsorge. Das gleiche Szenario wiederholt sich in Deutschland mit Armen an Bahnhöfen, auf Einkaufsmeilen, vor Supermärkten. Wem würden Sie eher mit zwei Euro aushelfen, dem Obdachlosen oder dem Schlipsträger, der sein Portemonnaie verloren hat?
3 Der ehemalige Vizekanzler Guido Westerwelle sagt 2010: »Wer dem Volk anstrengungslosen Wohlstand verspricht, lädt zu spätrömischer Dekadenz ein.« Er meinte damit den Hartz IV-Satz von 364 Euro, den das Bundesverfassungsgericht für verfassungswidrig hielt. Kurt Beck (SPD-Vorsitzender) reagierte auf die Kritik eines Mannes mit: »Wenn Sie sich waschen und rasieren, haben Sie in drei Wochen einen Job.«
4 Vgl. dazu »die Stereotypie ist ein politisches Faktum, die Hauptfigur der Ideologie.«, Roland Barthes: *Die Lust am Text*, Frankfurt a. M. 1974, 62.
5 Hierzu empfehle ich die Wikipedia-Seite zur *Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung*. Das Beamtendeutsch verschleiert die Tatsache, dass Menschen zu einer Arbeit gezwungen werden, für die sie mit einem Euro pro Stunde entschädigt werden sollen, nicht entlohnt, sondern entschädigt: Die Unterscheidung ist wichtig, denn es handelt sich nicht um ein Arbeitsverhältnis, vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Arbeitsgelegenheit_mit_Mehraufwandsentsch%C3%A4digung (zuletzt abgerufen am 11.03.2020).
6 Ich schreibe ›wir‹, obwohl ich nicht zu diesem ›wir‹ gehöre, vielleicht in Zukunft gehören werde; ein ›wir‹, das den Diskurs mitbestimmt.
7 Denn: »Geben ist seliger als Nehmen.«; Arme glauben »Selbstbedienung im Sozialstaat« betreiben zu können; »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.«; Arme haben eine »Mitnahme-Mentalität«. (Aus dem Alten Testament und dem Report des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit, 2005.)
8 In Filmen und Büchern werden Arme moralisch ausgebeutet; ihnen wird ein Geldbetrag in Aussicht gestellt, falls sie für den Reichen eine unmoralische oder gar gesetzeswidrige Handlung durchführen.
9 Augustinus spricht von der »göttlichen Vorhersehung« und dem »unumkehrbaren Schicksal«. Für Calvin waren Erfolg und Reichtum Zeichen des Auserwähltseins, während Armut ein Zeichen der Verdammnis war.
10 »Jeder ist seines Glückes Schmied. «
11 Noch einmal: Ich gehöre nicht zu diesem ›wir‹, ich könnte auch ›man‹ schreiben. Aber: Ich will, dass Sie sich meinen, wenn Sie das lesen.
12 Philipp Lepenies: *Armut. Ursachen, Formen, Auswege*, München 2017, 105.

Mehdi Moradpour

Homo Moderatus

Einar und Margarita im Gespräch mit Chr. von Quinn über eine Obergrenze – für Überreichtum

von Quinn Einen bezaubernden guten Morgen, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, hallo, shalom und günaydın an alle demotiviert Dazugestoßenen und unbeirrt Umherirrenden, bleiben Sie dran: Buenos días vielleicht noch aus der Hafenstadt, salam ein bisschen weltweit.
Nachdem die Morgencrew und ich mit dem Wachmacher von Djane Hyazinth-Gesicht und einem herben Tee mit vollem Schwung in den zartgliedrigeren Tag gestartet sind, folgt an diesem gleißenden Nullpunkt unser Morgenmagazin *Sein und Design*.
Hier im Studio Einar, Margarita und Chr. von Quinn.

Mara Bitte gerne nur Mara.

von Quinn Mara, alle reden von Superreichen. Sie von Platon.

Einar Ja, warum?

Mara Weil Platon sagt: Überreich!

von Quinn Tee?

Mara Danke. Die ›Überreichen‹. Sie sind nicht super und nicht anständig. Sie haben »Charakterschwächen« oder so, sagt er, oder andersrum.

Einar Steile These.

Mara Er sagt auch: wenn nicht anständig, »dann auch nicht glücklich«.

Einar Ich sage, wir sollten bei ›super‹ und ›schwer‹ bleiben.

von Quinn Ja, was ist denn ›über‹ an dem Überreichtum, Mara?

Mara Das, wo wir sagen, »das bleibt«.

von Quinn Über?

Mara Voll.

Einar Vom Ganzen?

Mara Vom Rest.

von Quinn Vom Rest vom Reichtum?

Mara Ja. Oder: Der Rest ist Reichtum.

Einar Wie und warum?

Mara Was überbordend ist und übergreift, bleibt übrig, als Ganzes. Und heißt dann ›über‹.

von Quinn Aber fehlt dem Reichtum nicht immer ein Rest, um wirklich ›Reichtum‹ zu sein?

Mara Genau. Ist der große Rest von ›über‹ nicht immer in sich schon handlungsfähig, wachstumsfähig und vermag schon viel als Vermögen?

Einar Schockolade?

Mara Danke.

Einar Mara, macht Ungleichheit unglücklich, wenn alle genug haben?

Mara Wollen wir über Gefühle reden, Einar?

Einar Gerne. Kann man nicht Mitleid in marktwirtschaftliches Wachstum übersetzen? Ich meine, was haben wir davon, wenn die Superreicheren ärmer werden?

von Quinn Wir wollen jetzt über Ihre zweite Frage intensiver nachdenken.

Einar Bist du auch Ideologin, Mara?

Mara Sammlerin.

Einar Komm, du bist auch schon in den Wandelgängen außerparlamentarischer Interessenverbände unterwegs.

Mara Das Nichtexistente braucht eben auch eine Empfangslaube.

Einar Aha und »die Ungeborenen« brauchen Lollies, weil sie »machtlos« sind?

von Quinn Moment Einar, Sie sind Geldautor.

Einar Und Horcher.

Mara Ist übrigens verwandt mit ›gehorchen‹.

Einar »Schlägt Etymologie die Wahrheit?«

Mara Nein.

Einar Danke.
von Quinn Was sagen Sie ...
Einar Danke.
von Quinn ... reagiert die Psyche denn sehr empfindlich auf viel Geld?
Einar Erster Gedanke ...
Mara Die Antwort ist: »Ja.«
von Quinn Aber Sie kennen ja die Frage noch nicht, Mara!
Einar ... kann man erstens beliebig Zitate sammeln, mit Auszügen sekundieren und drittens mahnen, wie Mara Margarita mahnt?
Mara Nein.
von Quinn Was meinen Sie, Margarita?
Mara Ich mahne nicht, ich ahne, Meister.
Einar Und zwar wie »lautlose Krähen ihre Kreise« kritzeln.
Mara In Vorahnung der ungerechten Abendkühle.
Einar Und teuflisch, wie Woland wähnte. Der Magier ist mau.
von Quinn Wir kommen weg vom ›über‹.
Mara Ich bin Vermögensforscherin und suche halt nach Daten und Objekten.
Einar Und Fehldeutungen.
Mara Fehlenden Deutungen. Manchmal instinktiv eben. Am Rande lauernd.
Ob sie sich zeigen lassen. Stichpunkt: ›Transparenz‹.
Einar Deine Zitate, deine Daten, sie sind aus dem Zusammenhang gerissen, dem lebendigen Kontext entfremdet.
Mara Oder aus der alten Ordnung befreit.
Einar »Immer bedrohlicher brodelnd.« Ich ahne, jetzt wird überschüssiger Weise ein Walter von dir herbeigeführt.
Mara Zitate »wie Räuber am Wege«.
Einar Und »wie Hunde über einen Bären« herfallend! Aber bitte jetzt nicht auch in die Klöten tretend!
Mara Noch sehe ich keine kotenden Köter!
von Quinn Okay okay, halt, bitte keine Insider!
Einar Außerdem ...
Mara Nein.

Einar Kann man normative Elemente, #Obergrenze, ›zappzarapp‹ als eine realpolitische Anweisung in die Empirie reinschmuggeln, in unser aller Wirklichkeit hinein?
Mara Ich schmuggle nicht, »ich expliziere implizit bereits vorhandenen normativen Gehalt«. Mit anderen Worten:
Wir müssen über unsere Gefühle sprechen.
Einar Du meinst praktisch über Enteignung.
Mara Ich frage nur: »Gibt es gesellschaftlich unerwünschten Überreichtum?«
Einar Und wirst wieder zitatös.
Mara »Ist die Steuer ein Preis der Freiheit?«
Einar »Oder Freiheit ein Preis der Steuer?«
von Quinn Moment bitte. Einar, Sie zitieren doch auch und sagen zum Beispiel: Ungleichheit ist »die Kammerzofe des Fortschritts«.
Einar Ja, und der wiederum bringt mehr Gleichheit, mehr Freiheit.
Mara Stichpunkt: ›Gefühlspolitik‹.
von Quinn Meinen Sie: ›Pferdeäpfel‹? Also die Theorie?
Einar #Reichenbashing #BeneideteMinderheit
Mara Ich bashe nicht, »ich alphabetisiere mich«.
Einar Dann fangen wir auch gleich an: E = Eigentumsschutz. N = Naturrecht. M = ...?
Mara Minderheitenbashing?
Einar Merci. Mara, ›über‹ verlässt also den ›Reichtum‹ und wird zahm gemacht?
von Quinn Diese Frage wollte ich stellen.
Einar Wir kennen den Ablauf.
von Quinn Wart ihr schon mal hier?
Mara Also Einar: nach einer demokratischen Aushandlung.
von Quinn Das macht vielen Angst.
Mara Stichpunkt: ›Gefühlspolitik‹.
von Quinn Ich moderiere ja nur. Einar. Sehen Sie gar keine Grenze für die unbegrenzte Konzentration von Vermögenskonzentration?
Einar Nein. ›S‹ wie ›Schoko‹, Mara?
Mara Danke.

von Quinn Haben Sie auch ›zartbitter‹?
Einar Hier, mit Kokosblütenzucker.
von Quinn Super. Reiche und einfallsreiche Entrepreneure sind oft nützlich und großzügig. Was sagen Sie dazu, Mara?
Einar Wieso eigentlich nicht?
von Quinn Einar, sie hat ja noch nicht mal geantwortet!
Mara Also Chr. Das ist wie: Nehmen Sie dieses »Abführmittel aus Schokolade!«
Einar Wieso eigentlich nicht?
Mara Hilft duschen im Regenmantel?
Einar Wenn der Mantel riecht, ja.
von Quinn Ich komme nicht mehr mit.
Mara Kein Problem. Bleiben Sie dran. »Ist Philanthropie ein Ersatz für den Sozialstaat?« Oder »erpresste Versöhnung?«
Einar #BeneideteMinderheit
Mara Stichpunkt: ›Monopol‹, ›Duopo‹, ›Lollipol‹.
Einar #»NarzissmusDerSorge!«
Mara »Die solide Ehre des Bankiers!«
Einar »Zivilgesellschaftlicher Verlautbarungsautomat« ... Gesinnungsproduzentin.
Mara #DasGefälltMir
Einar »Oberherrschaft und Unterordnung.«
Mara War das nicht mein Stichpunkt?
Einar Es liegt an der Schockolade.
Moment: Was passiert mit Chr.?
von Quinn Ich sehe eine »wilde Höhle« am Ende des Raumes.
Einar Chr., warum decken Sie Ihre Hände über die Augen?
von Quinn Und sehe, »dass man hineingeht«, aber nicht, dass jemand wieder rauskommt.
Mara Wozu?
von Quinn Die Ordnungsrelation des Raumes ist klar. Der Pfeil zeigt nur in eine Richtung.
Mara Geht es Ihnen um die gesellschaftliche Teilhabe?
Einar Ist plötzlich so hochfokussiert.
Mara Und sehr tiefenentspannt.
Einar Selbsthypnose?
von Quinn Gesund oder krank. Alle gehen rein, niemand kommt raus.

Einar Das zum Beispiel könnte die Privatisierung des Gesundheitswesens bedeuten.
Mara Hmmm.
von Quinn »Sämtliche Linien gehen in eine Richtung.«
Einar Und das: ungleiche Aufstiegschancen.
Mara Das ist mir zu einfach.
von Quinn In der Höhle sitzt ein Löwe.
Mara Krafttierspiel?
Einar Ich liebe das!
Mara Chr., Sie sollen hohe Energien abbremsen, auch meine, und nicht intensivieren.
Einar Es ist aber auch notwendig, ab und an außer sich zu sein, als moderierender Mensch, um bestehende Bestandteile besser zu binden.
Mara Und wieder schnell zurückkehrn!
von Quinn Alles geht buchstäblich »auf eine gemeinsame Mündung zu«.
Einar Darf ich das so zusammenfassen: Die große Konzentration von Vermögen zerstört die Gerechtigkeit?
von Quinn »... das offene Maul der universellen Parasiten.«
Mara Heftige Metapher. Chr., ich verstehe, dass manche das Bedürfnis haben, die komplizierten Dinge mit einfachen Bildern zu erklären.
von Quinn Wäre ich eine Füchsin, würde ich fragen: »Was gibt ein Löwe im Austausch für seine Nahrung?«
Einar Ja, wer so gut plaziert ist, hat halt »das Recht, die anderen zu fressen«.
Mara Einar, so einfach ist das nicht!
Einar Kanaillen-Kapitalismus!
Mara Zu dick aufgetragen!
von Quinn »Denn was gibt der Mensch der Kuh, dem Baum oder dem Ochsen, die ihm Milch, Wärme, Wohnung, Arbeitskraft und Fleisch geben?«
Mara Ist Chr. gerade auf Zimt?
Einar Kokosblüten?
Mara Kaffee?
Einar Oh ja, Katharsis.
von Quinn »Den Tod«.

Inspiriert von und frei zitiert nach Deutschlandfunk Kultur:
SEIN UND STREIT – Kontroverse über Vermögen und Gerechtigkeit u.v.m.

»Jemanden in Sippenhaft nehmen«

Anna Kim & Marica Bodrožić im Tandem

Anna Kim

Ein paar Gedanken zu ›Sippenhaft‹, ›Sippe‹ und ›Haft‹.

1. Die ›Haft‹ bzw. ›Verhaftung der Sippe‹ oder auch die ›Sippenhaftung‹: für Verbrechen verurteilt zu werden, die man nicht begangen hat. Die Vermutung der Schuld vor der Unschuld. Opportunes, da ressourcensparendes Mittel in Diktaturen (etwa Nazideutschland, DDR, Stalins Sowjetunion, Nordkorea), den Willen, den Geist, das selbstständige Denken der Bevölkerung zu brechen, indem nicht zuletzt Selbstkontrolle installiert wird.

2. Die ›Sippe der Haft‹: Wurde ich verhaftet und verurteilt, werde ich Teil einer ›Sippe‹, der ›Sippe der Knastbrüder und -schwestern‹.

3. Die ›Sippe‹ haftet. Sie ist klebrig. Als Familie, vor allem als Kernfamilie, bleibt sie an vielem kleben. Zumindest Reste von ihr. Ein wenig Sippe hier, ein wenig Sippe da. Sippe im Aussehen (in den Genen), Sippe im Verhalten, Sippe in der politischen Haltung, Sippe in der Lebensgestaltung. Selbst wenn ich versuche, die Sippe abzukratzen, bleibt etwas Unabkratzbares, eine Spur, die sich ins Gewebe eingenistet, dort festgefressen hat. Ich kann diese Stelle verdecken, doch sie infiziert andere Stellen, Sippenteilchen wandern von meinem Finger, von meiner Hand auf andere Stellen. Reagiere ich gegen das Verhaftet-Sein, setze ich mich trotzdem in Bezug zur Sippe; tue ich das Gegenteil, bin ich nichts

anderes als ein Negativbild, und das Behaftet-Sein setzt sich fort.
Konkretes Beispiel für das In-Haft-Genommen-Werden durch die Sippe: (Traditionelle) koreanische Eltern bestehen darauf, in Übereinstimmung mit dem Konfuzianismus ›verehrt‹ zu werden (elterlicher Absolutismus), sprich nichts, was sie sagen, darf infrage gestellt oder gar kritisiert werden. Obwohl meine Eltern mittlerweile länger in Österreich leben als in Südkorea (und sich sogar in ihrem Heimatland die Verhältnisse verändert haben und die jüngere nun offen die ältere Generation kritisiert), rücken sie nicht von dieser ›Tradition‹ ab. (Dies wirft natürlich auch die Frage nach der Reinheit einer Kultur auf.)

Ode an die Sippe/Uhu in der Sippe
Die Sippensuppe suppt im Sippensuppensee
Als Sippensuppenkind siebe ich
Suppe aus Sippe
doch Sieben
schadet der Sippensuppe nicht
sie suppt weiter

3.1 Lässt sich der Begriff ›Sippe‹ auf Interessensgemeinschaften ausdehnen? Menschen mit gleicher Lebenseinstellung, gleicher Religion, ähnlicher politischer Gesinnung, ähnlichem kulturellen Hintergrund, ähnlicher erlittener Erfahrung? Wenn ja, wird ›Sippenhaft‹ in – mehr oder minder – harmlosem Ausmaß betrieben: einer Gruppe zugeordnet zu werden und dieser nicht entkommen zu können. Beispiel: Vor Kurzem habe ich von einem Austauschstudenten aus China gelesen, dem der Zugang zur zahnärztlichen Behandlung verwehrt wurde, da die Betreiber der Praxis befürchteten, er könnte mit dem Coronavirus infiziert sein. Der Student stammte aus einem anderen Teil Chinas, und die Volksrepublik ist bekanntlich recht groß.

3.1.1 Das führt mich zu: Herkunft. Herkunft hat Auswirkungen wie die Sippe. Regelmäßig, etwa einmal im Jahr, werde ich von einem koreanischen Journalisten bzw. einer Journalistin oder wie heuer von einer koreanischen Literaturwissenschaftlerin interviewt. Ich muss darauf bestehen, nicht als »koreanische Autorin« vorgestellt zu werden, da ich als Autorin auf keine koreanische literarische Bildung verweisen kann. Trotzdem verpufft mein Protest, und ich finde mich auf den Seiten der Literaturzeitschrift als »koreanische Autorin« wieder, wenn auch mit dem Zusatz: »in Österreich aufgewachsen.« Herkunft ist eine hartnäckige Sippe, eine der hartnäckigsten, vor allem, wenn es einen sichtbaren oder hörbaren Unterschied zur Mehrheitssippe gibt.

Marica Bodrožić

Die freie Luft des Einzelnen

Wenn ein Mensch für einen anderen Menschen haftet, dann ist die Lungenluft nicht sinnvoll verteilt. Ist jemand als Einzelner weniger wertvoll als das, was uns als Wirwelt begegnet, dann ist die Luft dick verklebt mit dunkler Besitzleidenschaft. Die Freiheit ist dann keine, niemand kann dieserart allein für sich auf der Welt sein. Der von Angst aufgepumpte Held hat jetzt seine große Zeit, und das Unrecht sägt seine Befehle in die Atemluft aller, zeitgleich. Es ist Eisenherzzeit, eine singbare Einzelerscheinung kann das nicht abwenden, weil das Eisen schon alles an sich gerissen hat. Also ist es eine lungenfrostige Zeit, wenig Raum für die individuell erfahrbaren »Fröste der Freiheit«, wie sie Marieluise Fleißer gemeint hat und in denen eine Ode an die Freundschaft ganz anders eingesungen werden kann als in sibirischkalter Gefangenschaft. Von dieser in Jahrzehnten erlittenen und in eiskalter Sowjetmanier an ihr in der Freiheit vollzogenen Gefangenschaft wusste Nadesdha Mandelstam am Ende ihres langen Lebens viel zu sagen. Und dieses Sagen erlernte sie im jahrelangen Schweigen nach dem Verlust vieler naher Menschen, nach dem ungewollt ahasverischen Getrieben- und Alleinsein, nach einer Zeit, in der auch die Zeit besetzt und beschlagnahmt, ihr also weggenommen worden war durch den Tod des ihr

Liebsten: Ossip Mandelstam. »... die menschliche Eigenschaft«, wie es seine Nadeshda in ihrem Buch über die Dichterin Anna Achmatowa schreibt, »mit Versatzstücken zu hantieren, wird von der politischen Propaganda genutzt.« Willkür stützt dieses Versatzstückdenken, dieses Überfliegerdenken, das die sittlichen Gesetze ausblendet, die kein Papier brauchen, um sittlich und gültig zu sein. Gruppendenken ist oft Truppendenken, es marschieren militärisch gedrillte Pioniere durch die freie Landschaft des menschlichen Geistes, dem die waffenfreie Offenheit eigen ist. In dieser freien Luft hat der Dichter Ossip Mandelstam ein Sprachhaus des poetischen Bewusstseins gebaut, das ihm den Tod in einem Lager bei Wladiwostok brachte. Er wurde zum Ding im Millionen Menschenleben verschlingenden Sowjetgetriebe, seine Ehefrau blieb am Leben, geriet aber auch in den Sog des Dingbereichs – über Jahrzehnte hinweg, auch lange noch nach seinem Tod. Ein Ding hat keine Lunge, auch darf es keine Seele haben. »Dass ein Mensch ein Ding ist, ist ein logischer Widerspruch; wenn aber dieses Unmögliche Wirklichkeit wird, wird der Widerspruch in der Seele zu einer Zerrissenheit«, so schreibt es einmal Simone Weil in ihren Essayband *Krieg und Gewalt.* Diese seelische Zerrissenheit, in der das Heilige vollständig ausgelöscht werden konnte, erlaubte auch unzähligen anderen Menschen, jene Wehrlosen als Schuldige zu betrachten, die der Staat schon, ihrer Unschuld zum Trotz, schuldig gesprochen hatte, weil die Wahl, genauer, so sagt es Nadeshda Mandelstam, »die Auswahl von Ideen«, immer mehr schrumpfte. »Eine Gesellschaft ist nur dann stabil«, führt sie diesen Gedanken weiter aus, »wenn sie auf der ewigen Ordnung der Sittengesetze basiert und diese Ordnung durch keinerlei bürgerliche Gesetze oder Gebräuche aufgehoben werden kann. Kollektive Vernunft fällt leicht einer Hypnose durch Worte und Ideen anheim. Ganze Gesellschaften werden von Hypnose bezwungen, wenn sie religiösen, politischen und sozialen Ideen dienen.« Freiheit aber gründe sich auf ein sittliches Prinzip, das uns vor hypnotischen Kräften und temporären, falschen Ideen schütze. ›Sippenhaft‹ etwa ist eine falsche Idee, der ein falscher Gedanke zugrunde liegt und der deshalb falsche Handlungen nach sich zieht und falsch gestimmte Menschen braucht, um soziales Prinzip zu werden. So entsteht Gegnerschaft zu allem Lebendigen, zur Einzelerscheinung, in der die »lebensspendenden Kräfte der Menschheit« atmen. Freiheit

beruhe, so sagt es Nadeshda Mandelstam, die sich dabei auf Dostojewski bezieht, auf Gottesmenschlichkeit und nicht auf Menschengöttlichkeit. Sie sagt weiter, der Dichter Ossip Mandelstam habe diese Art von Freiheit mit Luthers Wort verteidigt: »Hier stehe ich und kann nicht anders.« Der von Ossip Mandelstam verehrte Naturforscher, Theologe und Universalgelehrte Pawel Florenski hielt sich an das gleiche Lebensprinzip. Während Mandelstam und Florenski im sowjetischen Gulag ihr Leben dieses Prinzips wegen ließen, wurden auf unterschiedlichste Weise ihre nächsten Menschen in Sippenhaft genommen. Viel später und lange nach dem Tod von Mandelstam und Florenski weinte Joseph Brodsky, der selbst dem mentalen Magneten des Sippenhaftgedankens zum Opfer fiel und wegen seiner Gedichte in Haft kam (bevor er in die USA emigrierte), am offenen Sarg von Anna Achmatowa. Er trauerte um eine unbeugsame Dichterin, nahm aber auch Abschied von einer ganzen Generation, die der staatlich verordneten Herzenskühle ausgesetzt war, sich aber auch selbst von den Wärmelinien des Lebens abschnitt, die einen Menschen wie Achmatowa, allen Leiden zum Trotz, am Leben erhalten und im Schreiben gestützt hatten. Joseph Brodskys Tränen zeigten aber auch, wie der Urquell seiner ganz eigenen Redlichkeit beschaffen war, sie verwiesen im empfundenen Schmerz auf dieses innere Wasser und auf das, was alle doktrinären Systeme zu zerstören trachten: einen empfindenden Einzelnen, der sich kraft seiner Individualität ausrichten kann auf seinen ureigenen Platz in der Welt, der auf falsche Zugehörigkeiten zu verzichten und ein Bündnis zu schließen vermag mit seinen inneren sittlichen Ideen. So verlebendigte er einen Leuchtfaden, der mit seiner seelischen Luft verbunden war, einer Luft, die keine biografisch ausgerichtete Chronologie der Herkunft braucht, um zu sein. Denn was ist schon die Herkunft im Vergleich zu dieser inneren Lebensluft, die uns als Lebendigen und Lebendiggebliebenen Rätsel zur Wegspeisung mitgibt, die uns in ihrem enigmatischen Flirren die Namen leben lässt, die wir in unseren inneren Kammern mitbringen. Im freien Sinn- und Luftbereich gehört niemand zu niemandem und auf diese Weise ein jeder zu jedem; als Spiegel gehen wir durch das Leben und zeigen dem Leben, das uns im Unterwegssein im Anderen begegnet, unser Lebendigsein. Aber der »Machtbazillus«, diese »schreckliche Krankheit des 20. Jahrhunderts«, wirkt auch in unsere Zeit hinein, legt seine Magneten in unseren Gedanken ab und versucht uns, ist Versuchung, erneut in stählernen Kollektiven zu denken und den seelischen Kompass abzuschaffen. Wer aber Ich sagt, muss wissen, dass schwache Menschen vor allem deshalb schwach sind, weil sie Autoritäten brauchen, um zur eigenen Stimme vorzudringen. Eine ›Sippe‹ ist etymologisch betrachtet die Gesamtheit der Blutsverwandten. Das Denken in roten und weißen Blutkörperchen hat dazu geführt, dass der Schriftsteller Robert Antelme, der unter anderem das Konzentrationslager Dachau überlebt hat, über ein paar SS-Männer am Ende des Krieges schreiben konnte: »(...) sie haben alle Kranken umgebracht, und in ihrem Gesicht sieht man nichts Besonderes.« Vielleicht ist ein Denken in Kollektiven, um den bereits erwähnten Satz von Simone Weil wieder in Erinnerung zu rufen, immer eines, das den Menschen letztlich in Dingnähe rückt und in Gewalt münden kann, ihn, so sagt sie es, zum Leichnam machen kann. Die Gewalt macht aber nicht nur jene, die sie erleiden, zum Ding, auch jene, die sie ausüben, verdinglichen sich im Akt der Gewalt. Simone Weil schreibt: »Da war jemand und mit einem Mal ist da niemand.« Wo aber jemand bleiben darf, der er ist, ist auch seinem Gegenüber sein Ich gegeben. Deshalb ist es sehr schwer, das Wort ›Sippe‹ überhaupt auszusprechen, es widerstrebt dem ungeschützt atmenden Einzelnen wie Joseph Brodsky ein Einzelner war, als er am Sarg von Anna Achmatowa weinte. Damals gefährdete er sich dadurch. Als er selbst wegen ›Parasitentums‹ verurteilt wurde, fragte ihn eine Richterin, wo er das Dichten gelernt habe. »Ich glaube nicht, dass man das lernen kann«, sagte er. »Das kommt von Gott.« In einer Zeit, in der man sich mit dem Wort ›Gott‹ sein eigenes Todesurteil sprach, war Brodsky ein selten treuer Freund.

»Daheim ist da-heim«

Antonia Baum & Shida Bazyar im Tandem

Antonia Baum

»Daheim ist daheim« ist eine tautologische Redewendung, die die Unbeschreiblichkeit dessen hervorhebt, was auf die genannte Weise beschrieben wird, nämlich, indem eben nicht beschrieben wird, sondern auf das Wort verwiesen wird, das offenbar nicht beschrieben werden kann, und dabei setzt diese Redewendung voraus, dass der oder die Angesprochene weiß, wovon die Rede ist. Diese Redewendung setzt eine Leerstelle, sie legt nicht offen, was ›daheim‹ bedeutet, sie wiederholt nur, dass ›daheim‹ daheim bedeutet, und deutet auf diese Weise ein Geheimnis an, dass, so die Implikation des oder der »daheim ist daheim«-Benutzer·in, sowohl exklusiv ist als auch von allen Angesprochenen geteilt wird, womit gleichzeitig ein sehr stabiles Wir in den Raum gestellt wird. Dabei kann sich das, was geteilt wird, unterscheiden, nicht aber, dass alle Angesprochenen wissen, was »daheim ist daheim« bedeutet, und die Angesprochenen sind in dieser Kommunikationssituation alle, die Deutsch sprechen und wissen, was für sie ›daheim‹ bedeutet.

Sinngemäß meint diese vor allem im Süden Deutschlands verwendete und durch ihre lokale Färbung sehr deutsch anmutende Formel, dass kein Ort so schön, so warm, so vertraut oder eben in seiner Eigenheit sei wie der Ort, den man ›daheim‹ (oder das ›Zuhause‹, die ›Heimat‹) nennt, und das heißt, dass es bei dieser Formel um den Versuch geht, ein Gefühl zu benennen, ein Gefühl, das sich nur einstellt, wenn man daheim ist. Ein, wie bereits angedeutet, eher positiv konnotiertes Gefühl, beschrieben

durch eine im allgemeinen Sprachgebrauch eher positiv konnotierte Wendung, mit der ich nichts Positives verbinde. Denn in ihr steckt auch eine Zurichtung, nämlich der scheinbar logisch zwingende Schluss, dass aus ›daheim‹ automatisch daheim zu folgen habe und dass es dort so sei, wie es nun mal sei. Diese Zurichtung zeigt sich auch auf der Wortebene, und zwar durch die Brutalität, mit der hier ein ›daheim‹ auf ein ›daheim‹ geklatscht wird und mit der das ›ist‹, also das Sein im Grunde, dazwischen eingeklemmt wird. Zwei Wörter wie zwei Grenzen, zwischen denen sich der Mensch aufhalten kann, ein Mensch, der zum Sich-Aufhalten nur befugt ist, wenn er die Prämisse seines Aufenthalts kennt und akzeptiert und sie lautet »daheim ist daheim«. Unverhandelbar, selbsterklärend, keine Fragen erwünscht. So sind wir hier. »Mia san mia« (noch so eine Tautologie), die Mutter aller Probleme: Grenzziehungen und die scheinbare Unausweichlichkeit dieses Vorgangs, so als handele es sich dabei um ein höheres Gesetz. All diese Worte und Redensarten, die sich hier wie von selbst assoziieren und zueinander gruppieren, weil sie einander ein Zuhause sind, rufen natürlich sofort das neurechte Konzept des sogenannten ›Ethnopluralismus‹ auf (es gibt unterschiedliche Kulturen und ›Ethnien‹, ok, aber sie sollen schön voneinander getrennt bleiben).

Man kann die daheim-ist-daheim-Wendung auf diese Weise lesen und vielleicht ist es genau das (die Zurückweisung, das Hermetische daran), was einem wiederum sehr, sehr vertraut vorkommen kann. Und das ist die Wendung, die diese Rede eben auch nehmen kann, das ist das hässliche Gesicht von »daheim ist daheim«, wenngleich sich dieser Spruch im landläufigen Sinn für Hässlichkeiten eben nicht zuständig fühlt, was wieder Ausdruck eines impliziten »Wirs« ist, so selbstverständlich und beiläufig, als gebe es neben »Wir« nichts.

Ich bin nie auf die Weise zurückgewiesen worden wie Menschen, die nicht aussehen, wie geglaubt wird, dass deutsche Menschen typischerweise auszusehen haben. Wir zogen häufig um, der Arbeit meines Vaters hinterher. Für mich war zuhause deswegen ein transferierbarer Ort (dahin, wo unser Haus steht). ›Daheim‹ gehörte dagegen nie zu meinem aktiven Wortschatz, ›daheim‹ sagten die Leute, die schon lange da wohnten, wo wir, meine Familie und ich, irgendwann hinzogen, und das war ein Dorf irgendwo im Süden Deutschlands. ›Zuhause‹ war die Art, wie

mein Vater in seinen Lederstiefeln durch das Wohnzimmer schritt (schwere Schritte, zielstrebig), war, wenn er nach der Arbeit nach Hause kam, waren seine ölverschmierten Hände und dass er oft nach Benzin roch. ›Zuhause‹ war, dass dauernd gespart werden musste (Heizung runter, Badewasser durch vier teilen, nie, niemals die echte Cola), obwohl wir nicht hätten sparen müssen. ›Zuhause‹ waren die glänzenden Kosmetikartikel, die meine Mutter trotzdem kaufte, war, wie sie roch und dass ich sie im Vergleich zu den anderen Müttern aus dem Dorf zu schick fand. ›Zuhause‹ waren die Sachen, die meine Mutter im Supermarkt kaufte (gesund und langweilig, wie ich damals fand), waren die Gerichte, die sie kochte, Gerichte, die es bei denen, die ›daheim‹ wohnten, nicht gab. Waren unsere Möbel, waren die Bücher und Zeitungen, die bei uns herumlagen. War, dass bei uns anders geredet wurde als bei denen ›daheim‹ (kein Dialekt, Tipps auf Latein), war, dass meine Mutter anders als die anderen Mütter wieder zu arbeiten begann und dass sich meine Eltern anders als die anderen Eltern trennten. ›Zuhause‹ war, dass weder meine Mutter noch mein Vater irgendetwas unternahmen, um zu den anderen zu gehören. Als konservatives Kind (Kinder sind konservativ) verstand ich nicht, was mit ihnen los war, und wollte, dass sie dazugehören wollten. Zu Vereinen, Vereinsfesten, Freundeskreisen, auch sie sollten endlich anfangen, »Wir« zu sagen.

Dass meine Eltern immer wieder an völlig entlegene, scheinbar beliebige Orte zogen, erkläre ich mir damit, dass sie machten, was ihre Kriegseltern vorgemacht hatten, nämlich als Wohnort die Gegend, die Stadt, das Dorf zu wählen, das gerade opportun ist, das einem gewissermaßen zufällt. Keine Bindungen, weil sie keinen Bestand haben werden. Zwei von der Zeit gestaltete Gestalten, die in einer deutschen Situation hingen, ohne sie ›deutsch‹ zu nennen, so als sei sie nicht Ergebnis einer Gestaltung, also vieler Entscheidungen. Zwei, die wirkten, als sei vorne, hinten, oben, unten nichts. Ein Nichts, das in die scheinbar selbstverständliche Gegebenheit der BRD eingefasst war. Zwei, die über ›deutsch‹ nicht sprachen: Was das war, was das mit ihnen zu tun hatte. Weil es nicht erstrebenswert war, ›deutsch‹ zu sein, weil sie es ablehnten, weil sie damit nichts zu tun haben wollten oder weil sie das Schweigen ihrer Kriegseltern fortsetzten, ich weiß es nicht (wahrscheinlich von allem ein bisschen). Natürlich sprachen wir über den Holocaust (meine Mutter erzählte mir

später, sie sei bei dem Gedanken, uns Kindern irgendwann davon erzählen zu müssen, regelmäßig sehr traurig geworden). Die Beschäftigung mit dem Holocaust war Teil meines ›Zuhauses‹: Wir bekamen früh Bücher, Filme, auch in der Schule, wir lernten, wer die Täter waren (man konnte sie an zwei Händen abzählen) und dass das, was damals – in diesem Deutschland vor unserer Zeit – passiert war, das Unvorstellbarste, Schrecklichste überhaupt war. Aber wir sprachen damals in diesem westdeutschen mittelständischen Familienhaushalt nicht darüber, was das alles mit uns, mit unserer Familie zu tun hatte. Wer unserer Urgroßeltern und Großeltern hatte wie gedacht, was dachten sie, als die jüdischen Schüler nach und nach aus den Klassenzimmern verschwanden. Woher kam die Brutalität in der Erziehung meines Vaters, warum wurde man von ihm, der mit Lob sehr sparsam war, gelobt, wenn man sich zusammenriss und warum war er so verrückt danach, die Heizung runterzudrehen. Warum mochte mich meine Großmutter zunächst nicht besonders, warum hielt sie von Frauen, Homosexuellen und Schwachen so wenig. Warum hatte mein Großvater versucht sich umzubringen und warum erfuhr ich davon erst, als er es etwa zwanzig Jahre später geschafft hatte. So lange meine Großeltern lebten, war es, als ginge die Geschichte erst bei 1945 los. Harte Zeit, dann wirtschaftlicher Aufstieg, Bidet im Badezimmer, Urlaub in Italien, wir haben es geschafft. Auch wenn es mir nicht gefällt, ist diese Leerstelle, dieses Schweigen, dieses Sein innerhalb eines behaupteten Nichts, ohne dass diese Behauptung je explizit formuliert worden wäre, für mich mit dem Begriff »zuhause« verbunden. Und insofern könnte man – kann ich – sagen, handelt es sich bei dem Zustandekommen meines Zuhause-Gefühls tatsächlich um eine Variation von DAHEIM-IST-DAHEIM. Nämlich um ein Gefühl, das sich in seinen Voraussetzungen nicht auskennt, vielleicht auch gar nicht auskennen will.

Shida Bazyar

»Daheim ist daheim«. Wer so etwas sagt, kommt aus Bayern und wählt die CSU und schaut am liebsten im Fernsehen, im Bayerischen Rundfunk, eine Sendung, die den bayrischen Ohren genauso behagt wie das bayrische Essen den Geschmacksknospen. Deswegen heißt die Serie auch so, wie man es am liebsten hat, nämlich *Dahoam is dahoam*. Ich sehe Horst Seehofer vor mir, wie er nach einem langen Arbeitstag, an dem er erst 69 Menschen abschiebt, dann 69 dumme Dinge sagt und dann 69 rassistische Mütter von 69 konstruierten Problemen auf morgen vertagt, nach Hause kommt und sich vor den Fernseher setzt. Auf seinen Arsch, der noch nie in die Verlegenheit kam, sich vor einen anderen Fernseher setzen und diesen Zustand unsicher sein »Dahoam« nennen zu müssen.

Wer »daheim ist daheim« sagt, der war kurz weg, hat mal kurz andere Luft geschnuppert und dann festgestellt, dass es zuhause aber doch irgendwie behaglicher, irgendwie richtiger, folglich: am schönsten ist.

Ich stelle mir vor, ich würde meine Mutter fragen, was sie von dem Spruch »daheim ist daheim« hält. Ich stelle mir vor, wie sie

lachen würde. Wie sie mir mit dem bekannten Vorwurf in der Stimme, der mich zum Aufräumen und Hausaufgabenmachen zwang, fragen wird: »Weißt du, wie oft ich in meinem Leben umgezogen bin?« Sie wird nicht weitererzählen müssen, denn die Stationen ihres Lebens kenne ich; ich kenne die Städte, die Zufluchtsorte, ich kenne den Krieg, das Leben im Untergrund, die Flucht vor dem Krieg, dann die Flucht vor dem Regime, erst innerhalb des eigenen Landes, dann in den anderen Ländern, ich kenne all das aus ihren Erzählungen. Ich kenne die darauffolgenden Stationen meiner eigenen Kindheit in Deutschland, die verschiedenen Wohnungen, in denen es durch die geschlossenen Fenster zog, in denen die Nachbarn betrunken ins Treppenhaus pinkelten. Ich habe den Geruch unserer damaligen Wohnsiedlung in Erinnerung, wenn die Mülltüten sich vor dem Haus stapelten, weil die Müllabfuhr unsere Gegend boykottierte. Ich stelle mir vor, wie meine Mutter sagen würde: »Daheim ist ein Konzept, von dem du dich verabschiedest, sobald du einmal gehen musstest.«

Als ich meine Eltern neulich in ihrer Kleinstadt, in der ich geboren und aufgewachsen bin, besuchte, fuhr ich in unsere alte Siedlung. Dort wohnen zwar noch Menschen, eine der Häuserreihen hat man trotzdem komplett verfallen lassen, Fenster und Balkons rausgerissen, unser ehemaliges Zuhause sieht aus, als hätte ein heimlicher Krieg gewütet.

Ich kann, wenn ich hochschaue, in unsere alte Dachbodenwohnung schauen, weil keine Reflektion keiner Fensterscheibe mich davon abhält und wir hier von Dorfwohnungen reden: Das höchste Stockwerk ist nur drei Stockwerke hoch. Das ist mein erstes Zuhause, an das ich mich erinnere, der Ort meiner frühesten Kindheit.

Eine Kindheit, in der man mich warmhielt, aber niemand hat die eigentliche Kälte geleugnet, niemand hat versucht, so zu tun, als sei alles gut. Dort unter dem Dach habe ich Lesen und Schreiben gelernt, meinen Kopf in den Spiegelschrank gesteckt und die Reflektion meines Gesichtes in hundertfacher Ausfertigung gesehen. Hier sind mir zum ersten Mal Verwandte begegnet, die ich in meinem imaginären Fotoalbum mit Gesichtern und Charaktereigenschaften versehen hatte, obwohl alles, was ich kannte, ihre Stimmen am Telefon waren. Hier wurden sie echte Menschen, die nachts auf dem Boden des Wohnzimmers schliefen, eine Festlichkeit in jeden Tag brachten, so lange, bis ihr Visum auslief und sie zurückmussten.

Auf den Fotos von früher erkenne ich die Schlichtheit der Möbel, das Improvisierte der Küche, den Kitsch der liebevollen Einrichtung. Der muffige Teppichboden, von dem ich weiß, dass meine Eltern ihn rausrissen und mitnahmen, in die nächste Wohnung in der gleichen Siedlung. Daheim ist Sozialkitsch ist Kindheit ist wunderbar.

Das wiederum würde ich Horst Seehofer so natürlich trotzdem nicht sagen. Er könnte auf die Idee kommen, dann sei doch alles nicht so schlimm gewesen, dann sei doch alles gut, vielleicht hatten wir es ja sogar viel zu gut gehabt. Weil einfältige Menschen den Kampf und die Entschlossenheit zweier Elternteile übersehen, die all ihre Energie darein gesteckt haben, in einer damals schon verfallenden Wohngegend ein sicheres Nest zu bauen. Meine Eltern hatten hierbei das Privileg, über eine Form von Bildung zu verfügen, die einem hilft, dieses Ziel auch ohne das notwendige Kleingeld zu erreichen und stattdessen schnelle, originelle Lösungen zu finden, wenn man sie braucht. Wenn meine älteste Schwester von ihren frühen Erinnerungen in Deutschland erzählt, erzählt sie von der Küche im Flüchtlingsheim, in der meine Mutter Kuchen buk und, in Ermangelung des notwendigen Equipments, dafür die Pfanne benutzte. Wie auch immer sie das angestellt hat.

Daheim im Exil ist ein Zuhause in deiner eigenen Kreativität. Du weißt nicht genau, was dieses Weihnachten eigentlich ist, aber du weißt, dass du es nachahmen kannst, und dann kannst du es zu dem nutzen, was dein eigentliches, alltägliches Anliegen ist: der Heimeligkeit in deinen eigenen vier Wänden. Jahre später ist dein Tannenbaum imposanter und größer als der deiner deutschen christlichen Freunde, ganz zu schweigen von der Bescherung, die deine Kinder zu den gleichen lachenden, verwöhnten Kindern macht wie alle anderen Kinder in diesem Land, inklusive Bayern. Jahrzehnte später wiederum haben sie Kinder, die sie

unter deinem Tannenbaum versammeln, und die Bescherung dauert über drei Stunden, der Boden des Wohnzimmers ist geflutet von Geschenkpapier.

Ihr wohnt nicht mehr in den kleinen Sozialbauwohnungen, ihr habt die Zähne zusammengebissen, den allgegenwärtigen Rassismus ignoriert, Ausbildungen gemacht und verworfen, geackert und gespart und euch am Ende unter Ächzen euer kleines Haus samt großem Garten gekauft. Schade, dass die Kinder zu diesem Zeitpunkt nicht mehr lange zuhause lebten.

Weil dies die wahre Geschichte meiner Eltern ist, würde meine Mutter auf die Frage, was sie von dem Spruch »daheim ist daheim« hält, gar nicht so antworten, wie ich es mir oben vorgestellt habe. Merkwürdigerweise ist meine Mutter nämlich gar keine verbitterte Frau. Sie würde das mit den Umzügen und den Kriegen zwar antworten können, aber sie würde das nicht tun. Meine Mutter hat auch nur selten einen Vorwurf in der Stimme, seit Aufräumen und Hausaufgaben nicht mehr zwischen ihr und mir stehen.

Würde ich meine Mutter fragen, was sie von »daheim ist daheim« hält, würde sie vermutlich nachdenken und sagen, dass das stimmt. Dass sie nirgends so gerne ist wie in ihrem eigenen Haus. Dass sie es behaglich haben, sie und mein Vater, dass das das war, was sie all die Jahre über Wasser halten konnte: dass sie sich immer, egal, wo sie waren, ihre eigene Sicherheit in ihren eigenen vier Wänden, in ihrem eigenen System bauten. Dass die einzigen Momente der Verzweiflung die waren, in denen ihre jeweilige Wohnung sie zu boykottieren schien (»Du wäschst die Kinderwäsche von Hand in kaltem Wasser, hängst sie über der Schnur im einzigen Zimmer auf, die Schnur reißt und deine Wäsche liegt auf dem verrußten Boden, der wegen des Kachelofens nie sauber bleibt. Du setzt dich aufs Bett und weinst.«). Dass sie immer wieder aufstand und die jeweilige Wohnung immer wieder besiegte.

Daheim ist daheim, weil du am Ende, entgegen aller Widerstände, die Kontrolle und das Sagen hast. Zum Beispiel über die Frage, ob die Eisblumen, die im Winter den Blick aus dem Fenster verhindern, ein Zeichen von einer schlecht isolierten Wohnung sind oder von der unnachahmlichen Kunstfertigkeit des Winters. Ob deine Nachbarn zwar ins Treppenhaus pinkeln, du sie aber trotzdem, wenn sie nüchtern sind, in deine Wohnung lässt, weil sie zu einer Nähe fähig sind, die anderen fehlt. Oder ob du deine Wohnung verriegelst und dich allein vor den Fernseher setzt. Auf deinen Arsch. Der Profi darin ist, auch auf ausgedientem Mobiliar bequem zu sitzen.

Senthuran Varatharajah, 1984 in Jaffna, Sri Lanka, geboren, zog infolge des Bürgerkrieges mit seiner Familie nach Deutschland. Er studierte Philosophie, evangelische Theologie und Kulturwissenschaft in Marburg, Berlin und London. 2014 nahm er an der Autorenwerkstatt Prosa des LCB und am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb teil. Bei S. Fischer erschien 2016 sein mehrfach ausgezeichneter Debütroman *Vor der Zunahme der Zeichen*.

Daniela Dröscher, Autorin, 1977 in München geboren, aufgewachsen in Rheinland-Pfalz. Sie studierte Germanistik, Anglistik, Philosophie und szenisches Schreiben in Trier, London, Potsdam und Graz und promovierte über die Poetologie Yoko Tawadas. 2008 nahm sie an der Autorenwerkstatt des LCB teil. Sie schreibt Romane, Essays und Texte für die Bühne. 2018 erschien ihr Buch *Zeige deine Klasse – Die Geschichte meiner sozialen Herkunft* (Hoffmann und Campe).

Ulrike Draesner, 1962 in München geboren, lebt als freie Schriftstellerin in Berlin. Sie schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte und Essays und wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Joachim-Ringelnatz-Preis, dem Nicolas-Born-Literaturpreis, zuletzt mit dem Gertrud-Kolmar-Preis 2019 und dem Preis der Literatour Nord 2020. Zwei ihrer insgesamt sechs Romane waren für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt erschien ihr Roman *Kanalschwimmer* (mare Verlag, 2019).

Annett Gröschner, 1964 in Magdeburg geboren, lebt seit 1983 in Berlin. Sie ist freiberufliche Schriftstellerin, Journalistin und Dozentin. Sie schreibt Romane, Erzählungen, Essays, Theaterstücke, Reportagen, Kolumnen und ist Teil des Autorinnenkollektivs 10 nach 8 bei Zeit Online sowie Gastperformerin bei She She Pop. Zuletzt erschien in diesem Frühjahr *Berliner Bürger*stuben. Palimpseste und Geschichten* (Edition Nautilus).

Anna Kim, 1977 in Daejeon, Südkorea, geboren, wuchs in Deutschland auf und ging zum Studium nach Wien. Ihr Roman *Die gefrorene Zeit* (Droschl Verlag, 2008) wurde mit dem Literaturpreis der Europäischen Union ausgezeichnet. In ihren Texten behandelt Kim Themen wie Postkolonialismus (*Invasionen des Privaten*, Droschl Verlag, 2011; *Anatomie einer Nacht*, Suhrkamp, 2012) und Krieg (*Die große Heimkehr*, Suhrkamp, 2017).

Enis Maci, 1993 in Gelsenkirchen geboren, hat Literarisches Schreiben in Leipzig und Kultursoziologie in London studiert. Im Oktober 2018 erschien der Essayband *Eiscafé Europa* im Suhrkamp Verlag. In der Spielzeit 2018/19 war Enis Maci Hausautorin am Nationaltheater Mannheim und Stipendiatin der Villa Concordia sowie, 2020, Stipenidatin des LCB.

Antonia Baum, 1984 in Borken geboren, lebt in Berlin und studierte dort Literaturwissenschaft und Geschichte. Von 2012 bis 2016 war sie Redakteurin im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, inzwischen arbeitet sie als Autorin des Zeit-Feuilletons. Zuletzt erschienen ihr Roman *Tony Soprano stirbt nicht* (Hoffmann und Campe, 2016) und der feministische Essay *Stillleben* (Piper, 2018).

Shida Bazyar, 1988 in Hermeskeil (Rheinland-Pfalz) geboren, studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim und betrat die literarische Bühne 2016 mit ihrem Debütroman *Nachts ist es leise in Teheran* (Kiepenheuer & Witsch). Darin erzählt sie eine Familiengeschichte, die im Spannungsfeld der politisch-gesellschaftlichen Wirren im Iran ab 1979 beginnt und 30 Jahre später in Deutschland endet.

Marica Bodrožić, 1973 im Hinterland von Split in Dalmatien geboren, siedelte 1983 nach Hessen über und lebt heute als freie Schriftstellerin in Berlin. Sie schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen, Essays, die sich stets im Resonanzraum von Ethik und Ästhetik bewegen und aus einem geistig ausgerichteten Sprachbewusstsein schöpfen. Seit ihrem Debüt *Tito ist tot* (Suhrkamp, 2002) sind zahlreiche Bücher erschienen, die sich mit Gedächtnis und Erinnerung, Philosophie und Mystik auseinandersetzen. Dafür erhielt sie zahlreiche Preise, u.a. den Literaturpreis der Europäischen Union 2013 und den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2015.

Mehdi Moradpour, 1979 in Teheran geboren, lebt und arbeitet als Autor und Übersetzer in Berlin. Er studierte Physik und Industrietechnik im Iran sowie Hispanistik, Soziologie, Amerikanistik und Arabistik in Leipzig und Havanna. Sein Stück *Türme des Schweigens* wurde 2016 mit dem Exil-Dramatikerpreis ausgezeichnet. In der Spielzeit 2020/21 wird Moradpour als Dramaturg an den Münchner Kammerspielen arbeiten.

Maxi Obexer, 1970 in Brixen, Südtirol, Italien geboren, lebt als Theaterautorin und Schriftstellerin in Berlin. Sie studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Theaterwissenschaft in Wien und Berlin und ist Gründerin des Neuen Instituts für Dramatisches Schreiben (NIDS). Obexer war Stipendiatin der Berliner Akademie der Künste, des LCB und der Akademie Schloss Solitude. Für ihr Theaterstück *Illegale Helfer* wurde sie 2016 mit dem Eurodram Preis und mit dem Robert Geisendörfer Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschien ihr Roman *Europas längster Sommer* (Verbrecher Verlag, 2017).

José F. A. Oliver, 1961 in Hausach geboren, schreibt Lyrik, Kurzprosa und kulturpolitische Essays. Oliver ist Kurator des von ihm ins Leben gerufenen Literaturfestes Hausacher LeseLenz und hat zusammen mit dem Literaturhaus Stuttgart das Programm *Schreibwerkstätten für Schulen* entwickelt. Zuletzt erschien der Gedichtband *wundgewähr* (Matthes & Seitz, 2018).

Selim Özdogan, 1971 in Köln geboren, zweisprachig aufgewachsen, studierte Völkerkunde, Anglistik und Philosophie. Seit 1995 publiziert er literarische Texte und erhielt seitdem den Förderpreis des Adelbert-von-Chamisso-Preises, den Hohenemser Literaturpreis und ein Stipendium der Kunststiftung NRW. Zuletzt erschien sein Kriminalroman *Der die Träume hört* (Nautilus, 2019).

Karosh Taha, Karosh Taha, geboren 1987 in der kurdischen Stadt Zaxo, lebt und schreibt im Ruhrgebiet. Ihr Debütroman *Beschreibung einer Krabbenwanderung* erschien 2018 beim DuMont Buchverlag. Im April 2020 erschien dort ihr zweiter Roman *Im Bauch der Königin*.

Das Ministerium für Mitgefühl ist ein im November 2018 gegründetes Kollektiv von Autor·innen und Künstler·innen, das emphatischen Widerstand gegen die Verrohung der Sprache und soziale Kälte leistet. An der Konferenz nehmen teil: Jan Böttcher, Özlem Özgül Dündar, Maria Milisavljevic, Anna Schapiro, Jelena Jeremejewa und Svenja Viola Bungarten.

Liste der im Programm »Und seitab liegt die Stadt« geförderten Projekte

Förderverein Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach e. V., Breisach am Rhein
Mickey Mouse im Internierungslager Gurs? Wenn internationale Comicfiguren eine ganz andere Herkunft besitzen …

Förderverein Bibliothek Brieselang e. V.
Brandenburger Karnickelsand – Lesung und Gespräch mit Antje Rávik Strubel

Stadtbibliothek Burghausen
Aufenthaltsstipendium für eine·n Stadtschreiber·in inkl. Betreuung von Schreibworkshops für Schüler·innen

Förderverein Stadtbücherei Steinfurt, Burgsteinfurt
HERkunft – ZUkunft – ANkunft

Förderverein Kirche und Pfarrhofensemble Cramon e. V., Cramonshagen
MV liest – Lesereihe

Friedrichstädter Museumsverein e. V.
Literatursommer Irland 2020 – Lesung mit Hugo Hamilton

KulturBrennerei Genshagen e. V.
Es wird einmal … – Leselust und Lesewut in Genshagen

Libken e. V., Gerswalde
Libken liest

Stadtbücherei Glücksburg
Herkunftswerkstatt Zukunft – Kinder gestalten ein kollektives Buch zu ihrem Heimatort

Magistrat der Stadt Gudensberg
Der Stein als Bruder – Eine intergenerative und integrative Lese-, Erzähl- und Erlebnisreihe in Stadt und Umland Gudensberg

Geschichts- und Heimatverein Gusow-Platkow e. V.
Und seitab ist die Stadt – Herkunft und Heimat in Ostbrandenburg

Verein zur Förderung des Hausacher LeseLenzes e. V., Hausach
23. Hausacher LeseLenz – Projekt »Poetisches Fundbüro Hausach«

Annette von Droste zu Hülshoff-Stiftung, Havixbeck
»Ein Mensch in Scharlachlivree, von sehr dunkler Gesichtsfarbe – ich sagte nichts«; oder: Black Power Friday

Villa Novalis Akademie e. V., Hirschberg
JENSEITS DER PERLENKETTE. Eine Reise in die kleinsten Dörfer Thüringens – Multimediale Lesung mit anschließendem Gespräch & Unsere Heimat, das geeinte Europa aus der Sicht des Novalis

Kulturverein Platenlaase e. V., Jameln
Zusammenleben. Wurzeln und Wandel – Kurze Lesungen mit ausführlichen Gesprächen

Bibliothek des Mariengymnasiums Jever
Biografien und deutsche Geschichte(n) des 20. Jahrhunderts – Mit den Graphic Novels »Emil« und »Nieder mit Hitler!« die eigene Herkunft entdecken

Kulturhaus Heidekrug 2.0 e. V., Joachimsthal
Zugehörig – Dichter·innen im Dialog

Gemeindevorstand der Gemeinde Kaufungen für die Begegnungsstätte Kaufungen
Herkunft – Heimat – Horizonte – Unterschiedliche Perspektiven von Herkunft und Heimat erfahren. Fotografieren, Betrachten, Erzählen

EndeGelände e. V., Hansestadt Havelberg, Ortsteil Kuhlhausen
In the Middle of Nüscht 2020. Literatur gestaltet Heimat

Geschichts- und Kulturverein e. V., Langenburg
Langenburger SommerLese/Langenburger WinterLese

Lehstener Kultur Alternative e. V., Möllenhagen, Ortsteil Lehsten
Wo kommen wir her, wo wollen wir hin

vhs Lilienthal
HERKOMMEN! – Eine Literaturwoche zum Thema »Herkunft«

Löbau lebt e. V., Löbau
WHY NOT? Breaking walls – Die ErzählBAR

Stadtbibliothek Lübben, Lübben (Spreewald) / Lubin (Blota), Pochad
Lužyca – Herkunft Lausitz

Förderverein Diemitz e. V., Mirow
100 Jahre Stadt Mirow – Neubürgergeschichten aus 10 Jahrzehnten

KMGNE – Kolleg für Management und Gestaltung nachhaltiger Entwicklung, Neukalen
Poetry Slam-Wettbewerb in der Mecklenburgischen Schweiz

Leineweber e. V., Oderwitz
Leselampe Mit.Nachbarn – Ein literarischer Abendspaziergang durch Oderwitz

GEDOK Brandenburg e. V., Rangsdorf
Rangsdorf erzählt. Das Gestern im Heute – Eine Spurensuche über Herkunft

Ländliche Heimvolkshochschule Thüringen e. V., Roßleben-Wiehe
»ALS BLIEBE DIE WURZEL IM BODEN?« – Autor·innen und Künstler·innen im Gespräch über Herkunft und Heimat

Friedrich-Spee-Gymnasium Rüthen
Mehrere literarische Projekte zum Thema »Herkunft«

Ortsgemeinde Schönecken
Grenzgänger

Europäisches Laboratorium e. V., Schwalenberg
Herkunft. Aus dem Wort kommen – Expeditionen und Echos

Kunst und Begegnung Hermannshof e. V., Springe
Der LiteraturSpringer

Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg | Literaturhaus Oberpfalz
Wo kommen wir her? Warum wir die Frage nach der Herkunft uns und anderen stellen sollten.

Wünscher Landhof e. V., Mücheln, Ortsteil Wünsch
landschriftlich – Schreibwerkstatt mit Marco Organo auf dem Wünscher Landhof

Netzwerk für Demokratische Kultur e. V., Wurzen
Ankommen in Deutschland – Lesungen zu Flucht- und Umbruchserfahrungen auf drei Zeitebenen

Impressum

Herausgeber:
Literarisches Colloquium Berlin
Am Sandwerder 5
D-14109 Berlin

Tel.: +49 (0) 30 - 816 996-0
Fax: +49 (0) 30 - 816 996-19
mail@lcb.de

Kuration des Festivals:
Daniela Dröscher
und Senthuran Varatharajah

Redaktion: Thorsten Dönges, Thomas Geiger,
Lara Gross, Felix Schiller

Gestaltung: studiopanorama.de

Die Einführung von Daniela Dröscher und Senthuran Varatharajah wurde erstveröffentlicht im Blog 54 books.

Der Beitrag von Annett Gröschner wurde erstveröffentlicht in der taz.

Der Beitrag von Karosh Taha wurde erstveröffentlicht in der Kolumne *10 nach 8* bei Zeit Online.

Ein weiterer Beitrag von Shida Bazyar erschien aus Anlass des Festivals bei Spiegel Online.

lcb.de/seitab

LITERARISCHES COLLOQUIUM BERLIN LCB

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Festival:
I. HERKUNFT

Und seitab liegt die Stadt

LITERARISCHES COLLOQUIUM BERLIN LCB

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien